



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die Kolonie

Rohrbach, Paul

Frankfurt am Main, 1907

urn:nbn:de:gbv:46:1-7950

DIE GESELLSCHAFT

SAMMLUNG SOZIALPSYCHO-
LOGISCHER MONOGRAPHIEN

HERAUSGEGEBEN

VON

MARTIN BUBER

NEUNZEHNTER BAND:
PAUL ROHRBACH
:: DIE KOLONIE ::

xrite

colorchecker classic

100% cotton paper

b

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG

79

Die Gesellschaft

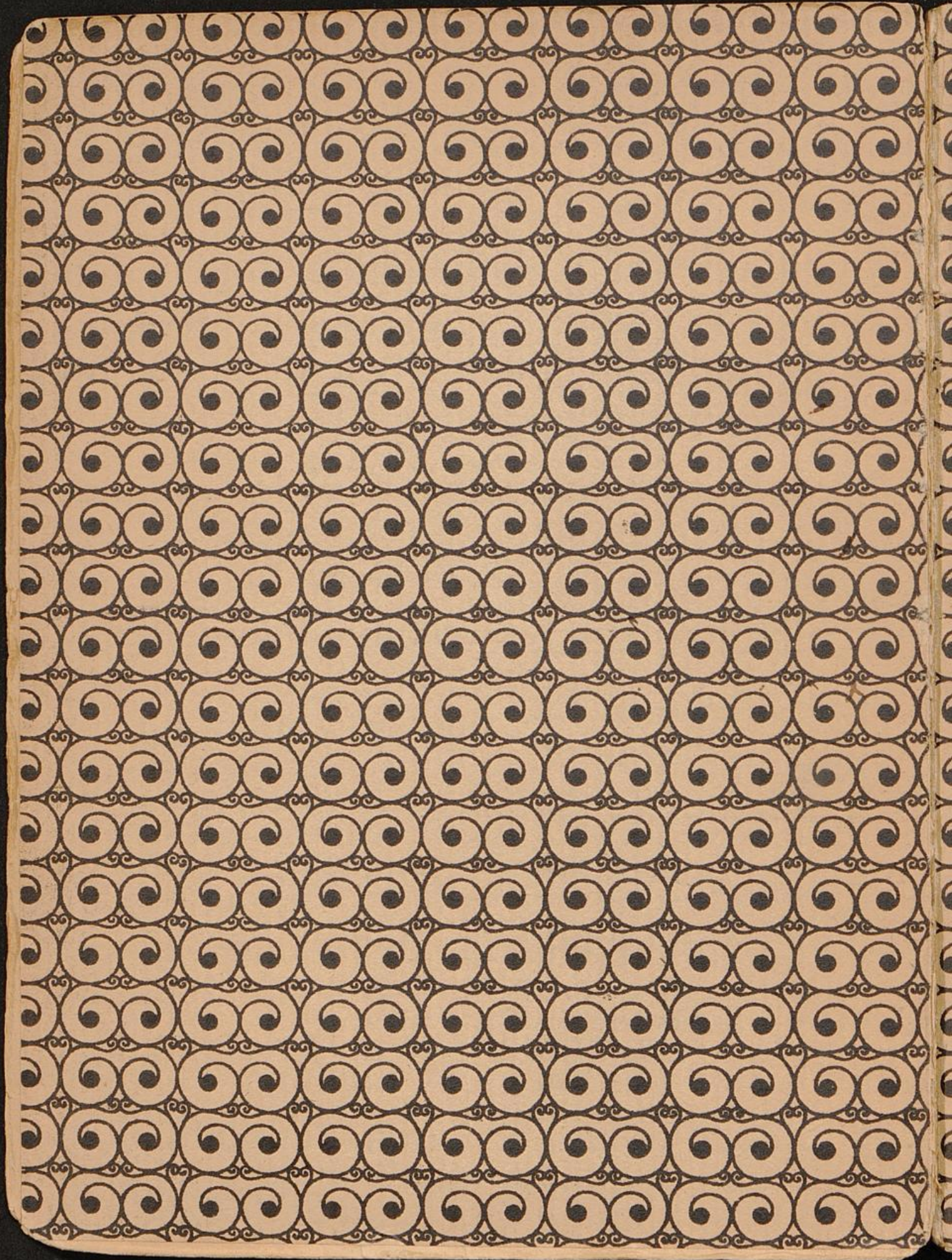


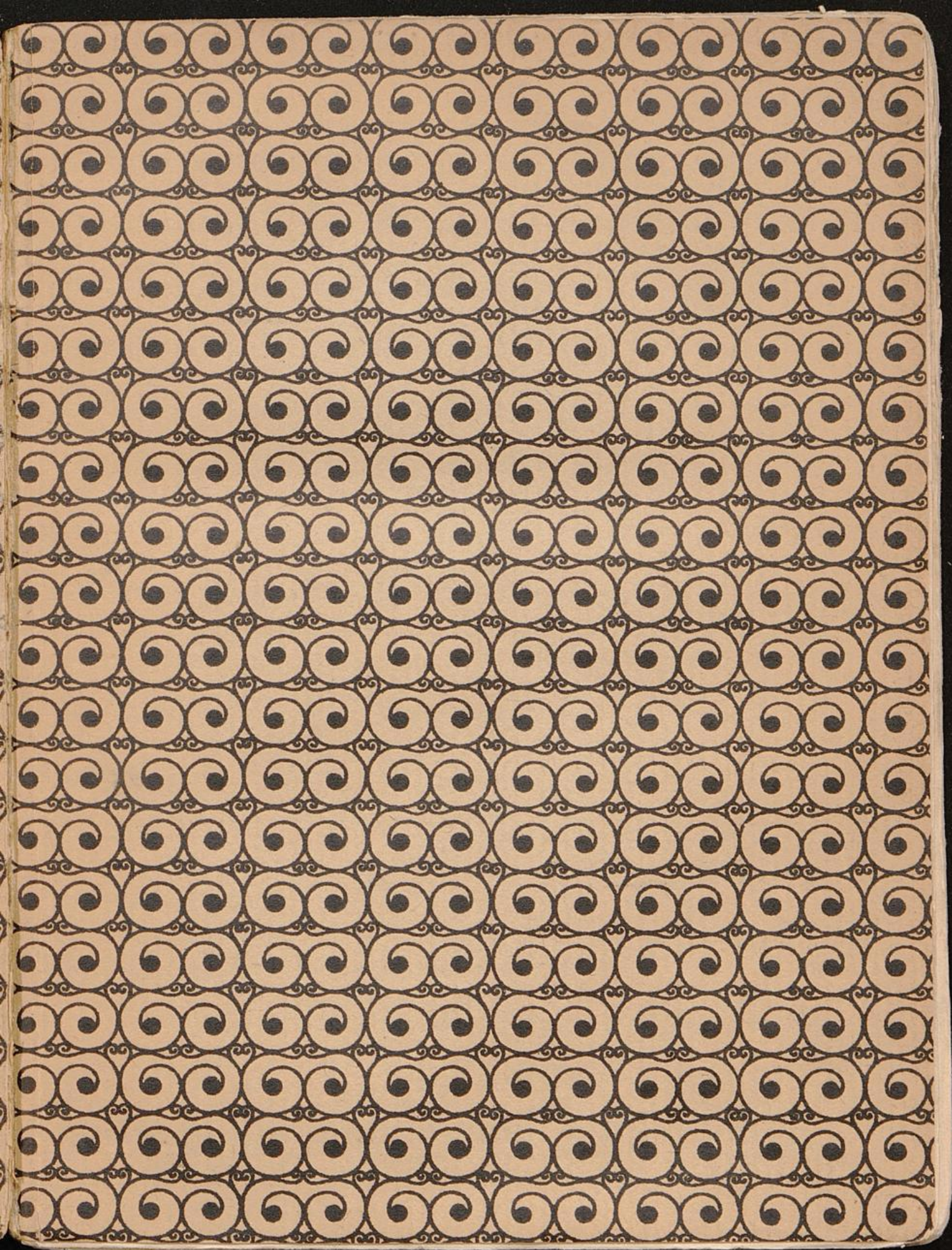
Herausgegeben
von
Martin Buber

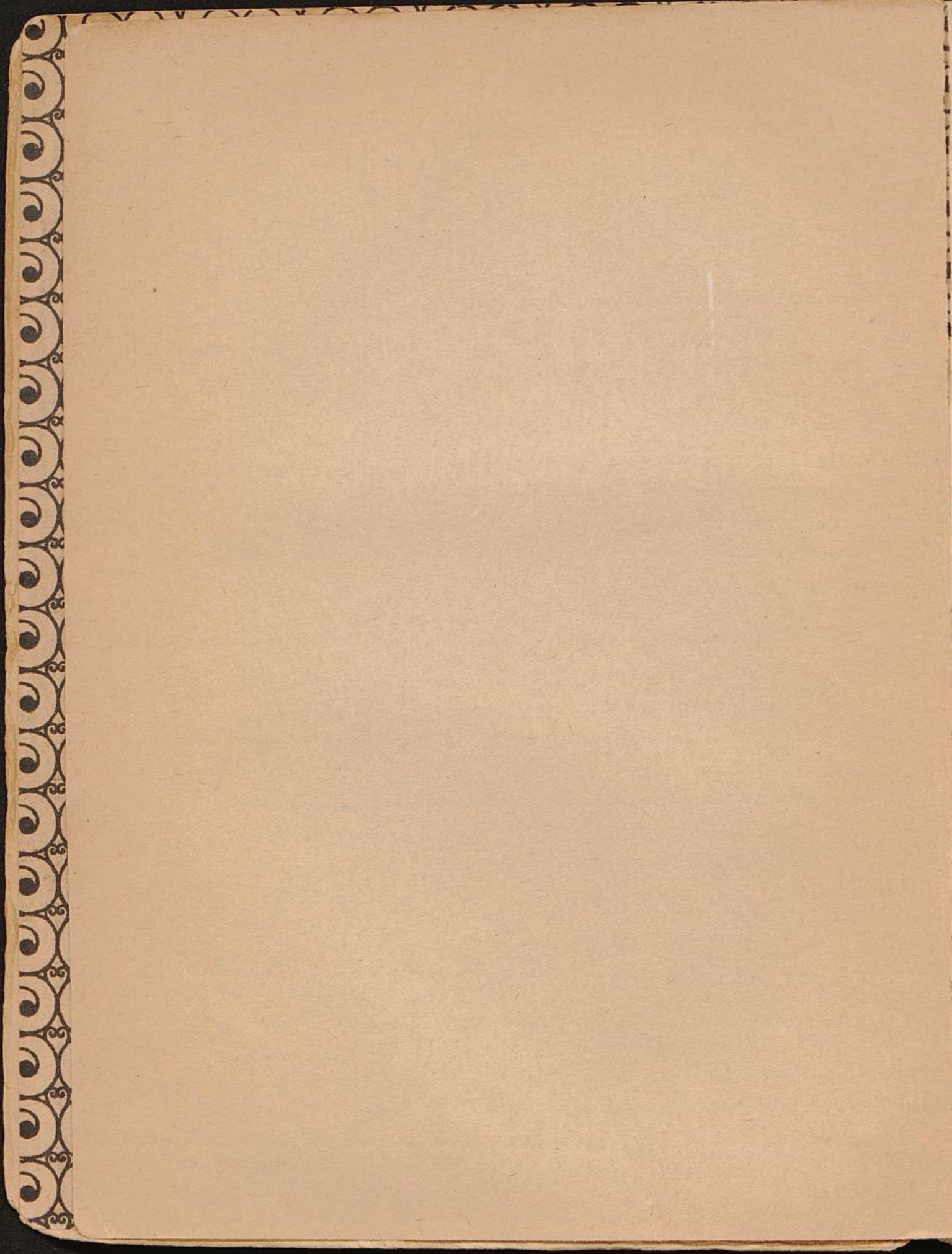
Die Kolonie
von
Paul Rohrbach

Literarische Anstalt
Rütten u. Loening
Frankfurt a.M.

02
F
6504







IX . c . 3088 .

DIE GESELLSCHAFT

Bd. I: **Das Proletariat** von **W. Sombart**

Sombart schildert das Seelenleben des modernen Proletariats. Er zeigt, was dieser an Kraft des Heimatsgefühls, an Innigkeit der Familiengemeinschaft, an Sicherheit und Bodenständigkeit des Daseins eingebüßt hat, und vergleicht damit, was er an Verstandesausbildung, an Solidaritätsbewußtsein, an kritischer Fähigkeit gewonnen hat. Er schreibt die Tragödie der Arbeiterseele.

Bd. II: **Die Religion** von **Georg Simmel**

Die Religion ist nach Simmel keine starre, für sich bestehende, dem übrigen Leben ferne Macht, sondern sie ist ein Grundgefühl, das in dem Verhältnis des Kindes zu den Eltern, des Patrioten zum Vaterland, des Kosmopoliten zur Menschheit, des Arbeiters zu seiner Klasse, des Soldaten zur Armee, des Freundes zum Freunde, des Liebhabers zur Geliebten sich kundgeben kann. Diese These wird in tiefgreifender Analyse an den einzelnen Problemen durchgeführt.

Bd. III: **Die Politik** von **Alexander Ular**

Ular zieht die großen Linien, die aller Politik zugrunde liegen: er stellt die Herrschaft des religiösen Motivs der des wirtschaftlichen gegenüber und legt deren Konflikte und Ausgleichungen dar. In farbenreichen, fesselnd erzählten Beispielen, die von Dschingischan und vom Dalailama, von Hammurabi und den Pharaonen, von den tibetischen Klöstern und der französischen Revolution berichten, skizziert er das Walten dieser zwei Urtriebe in der Weltgeschichte.

DIE GESELLSCHAFT

Bd. IV: **Der Streik von Ed. Bernstein**

In zugleich gründlicher und interessanter Darstellung gibt Bernstein die Geschichte und die Psychologie des Streiks. Er untersucht seine Ursachen und seine Zwecke, seine Form und Entwicklung, seine Strategie und Taktik, seine Waffen und sein Recht, seine Kosten und seine Wirkungen, die Mittel und Organe der Streikverhütung, endlich das Wesen des politischen Streiks.

Bd. V: **Die Zeitung von J. J. David**

Die Zeitung wird hier gleichsam von innen angeschaut: wie sie ist und wie sie wird, welche neuen Seelenwerte sie schafft und welche Opfer an seelischer Entwicklung sie fordert. Die Wechselwirkung zwischen Zeitung und Publikum, die Stellung, Bedeutung und Bestimmung des Journalisten werden in scharfer und auf den Grund der Dinge eindringender Weise dargelegt.

Bd. VI: **Der Weltverkehr v. Albr. Wirth**

Wirth gibt einen Überblick über das Wesen und den Herrschaftsbezirk der modernen Verkehrsmittel; er untersucht ihren Einfluß auf Rhythmus und Tempo des Daseins, auf die Beziehungen und das Seelenleben des Menschen, auf den großen Komplex von Erscheinungen, der das Dokument dieser Beziehungen und dieses Seelenlebens ist: die Kultur.

DIE GESELLSCHAFT

Bd. VII: **Der Arzt** von **E. Schweninger**

Das Buch eines großen Arztes über des Arztes Wesen und Aufgabe, über sein Verhältnis zum Patienten, zur Gesellschaft, zum Staate. Der humane Arzt ist der starke Arzt, das Arzten eine Kunst, nicht die Ausübung einer Wissenschaft, die ärztliche Tat eine Herrentat, der Arzt behandelt nicht Krankheiten, sondern Kranke — das sind einige der wichtigsten Thesen, denen die kühne, machtvoll überzeugende Darstellung gilt.

Bd. VIII: **Der Handel** von **Richard Calwer**

Was ist das Wesen des Handels? Welchen Einfluß auf Käufer und Verkäufer übt er aus? Welche Unterschiede in der Entwicklung des Charakters und des Geisteslebens entsprechen seinen verschiedenen Arten? Auf diese Frage wird hier, indem die handeltreibenden Elemente vom Hausierer bis zum Exporteur und vom Handlungsgehilfen bis zum Leiter der Großbank in den Bedingungen und Formen ihrer Sonderexistenz dargestellt werden, eine klare, Probleme und Zusammenhänge überschauende Antwort gegeben.

Bd. IX: **Die Sprache** von **Fritz Mauthner**

Der Band ist die beste Einführung in Mauthners sprachkritische Anschauungen und zugleich eine wertvolle Ergänzung zu seinem großen Werke, die die Beziehungen der Sprache zu Sitte und Sittlichkeit, zu Religion und Erziehung, zu Politik und Recht, zu Volk und Völkerverkehr in fesselnder Beweisführung erörtert.

DIE GESELLSCHAFT

Bd. X: **Der Architekt** von **Karl Scheffler**

Die Entstehung der Baukunst, die gegenwärtige Entartung des Architektenberufs und die moderne Reformbewegung sind die Hauptthemen dieser Arbeit, und ihr einheitlicher Gesichtspunkt das Verhältnis des Architekten zur Gesellschaft, zur sozialen Wirklichkeit und zur sozialen Aufgabe. In kraftvoller, tiefdringender Sprache gibt Scheffler das Bild des Baumeisters früherer Zeit, betrachtet die heutigen Teilexistenzen in ihrer Isolierung und weist den Weg zu einer künftigen Synthese.

Bd. XI: **Die geistigen Epidemien** von **Willy Hellpach**

An farbigen Beispielen aus Geschichte und Gegenwart wird Ursprung und Bedeutung seelischer Massenerkrankung gezeigt. Die Ursachen der „Ansteckung“ werden aufgedeckt, das Schlagwort „Suggestion“ kritisiert, Alkoholismus und sexuelle Anomalien, Psychopathien und Neurosen, Hypochondrie und Nervenschwäche, Askese und Hysterie werden, soweit sie gemeinschaftspathologische Erscheinungen sind oder mit solchen zusammenhängen, geschildert, und alles dies in frischer, geist- und lebensvoller Darstellung.

Bd. XII: **Das Warenhaus** von **Paul Göhre**

An einem Paradigma will Göhre zunächst die Struktur und die sozialpsychologische Bedeutung des modernen Warenhauses darlegen; hierzu wählt er das Berliner Haus Wertheim und schildert in aufschlußreichen Bildern dessen Äußeres und Inneres, Verkauf und Einkauf, Finanzverhältnisse und Organisation. Nachdem er noch in knapperer Weise die andern Typen besprochen hat, erörtert er im allgemeinen Teil die Entstehung, den Betrieb und die Wirkungen des Warenhauses und zieht Schlüsse für die künftige Entwicklung. Es ist die erste eingehende Behandlung des Gegenstandes, und zwar eine geradezu erschöpfende und vorzüglich geschriebene.

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XIII: **Die Revolution von Gustav Landauer**

Die Schrift gibt mehr, als ihr Titel ankündigt. Indem sie das Wesen der Revolution darstellen will, eröffnet sie einen tiefen Einblick in das Wesen des Zeitalters, das um 1500 begonnen hat und in dem wir leben. „Die Aufgabe dieser Untersuchung“, heißt es im Eingang, „soll nicht sein, Revolution zu machen, sondern über sie zu schreiben.“ Wir fügen hinzu: Und dennoch wird sie ihren Anteil haben an der Revolutionierung des Menschengestes.

Bd. XIV/XV: **Der Staat von Franz Oppenheimer**

Oppenheimer verfolgt den Staat als sozialpsychologische Tatsache in seiner Entstehung und seiner Entfaltung vom Raubstaat bis zum modernen Verfassungsstaat und versucht darüber hinaus eine begründete Prognose seiner weiteren Entwicklung zur Freibürgerschaft aufzustellen. So schildert er: „den Leidens- und Erlösergang der Menschheit, ihr Golgatha und ihre Auferstehung zum ewigen Reich“. Seine Darstellung darf wohl als grundlegend bezeichnet werden.

Bd. XVI: **Die Schule von Ludwig Gurlitt**

Was ist die Schule und was soll sie sein? Das ist die Frage, die ein Lehrer und Kämpfer hier erörtert: in stark persönlicher Weise, aber doch so, daß das Temperament die Sache fördert und hebt. Ist die Schrift keine sozialpsychologische Untersuchung im strengsten Sinne, so ist sie doch voll wertvoller sozialpsychologischer Aperçus und erweitert unsere Kenntnis des Erziehungsverhältnisses.

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XVII: **Das Parlament von Hellmuth von Gerlach**

Der bekannte Parlamentarier gibt hier eine Psychologie des Parlaments, so scharf beobachtet und geistvoll ausgesprochen, wie keine bisher versucht wurde. Was er über das Mandat und den Abgeordneten, über das Fraktionswesen, über Obstruktion und Diäten, über den Mechanismus des Parlaments, über dessen Arbeit und über dessen Verhältnis zur Regierung sagt, das ist von nicht geringerem praktischen als theoretischen Werte und wird gewiß in weiten Kreisen Beachtung finden.

Bd. XVIII: **Das Theater v. Max Burckhard**

Der frühere Direktor des Burgtheaters gibt in dieser Schrift Erfahrung, die zur Erkenntnis geworden ist, Beobachtungen, die in die soziologische Synthese eingeordnet sind. Er spricht von dem Publikum und der Claque, von dem Autor und der Zensur, von den Darstellern und der Ausstattung, von der Kritik und der Reklame. Aber in alle dem will er eines zeigen: die Funktion des Dramas, die Funktion der Kunst in der Gesellschaft.

Bd. XIX: **Die Kolonie von Paul Rohrbach**

Ein aktuelles Problem, von einer der kompetentesten Persönlichkeiten in ebenso interessanter und anregender als tiefgründiger und exakter Weise behandelt. Paul Rohrbach hat als deutscher Landeskommissar in Südwestafrika ein reiches Material zur kolonialen Frage gesammelt, das er in dieser Schrift unter großen Gesichtspunkten verarbeitet hat. Insbesondere das Verhältnis zu den Eingeborenen ist hier in ernster, rassenpsychologisch fundierter, weitsichtiger Weise erörtert.

**DIE GESELLSCHAFT
SAMMLUNG SOZIALPSYCHO-
LOGISCHER MONOGRAPHIEN
PREIS EINES JEDEN BANDES
LEICHT KARTONIERT M. 1.50
IN LEINWAND GEBDN. M. 2.00**

DIE GESELLSCHAFT

SAMMLUNG SOZIALPSYCHO-
LOGISCHER MONOGRAPHIEN

HERAUSGEGEBEN

VON

MARTIN BUBER

NEUNZEHNTER BAND:
PAUL ROHRBACH
:: DIE KOLONIE ::

DIE KOLONIE

VON

PAUL ROHRBACH



FRANKFURT AM MAIN
LITERARISCHE ANSTALT
: RÜTTEN & LOENING :

A
h₃
004
2c
73

Universität Bremen
Bibliothek

Ay 0873

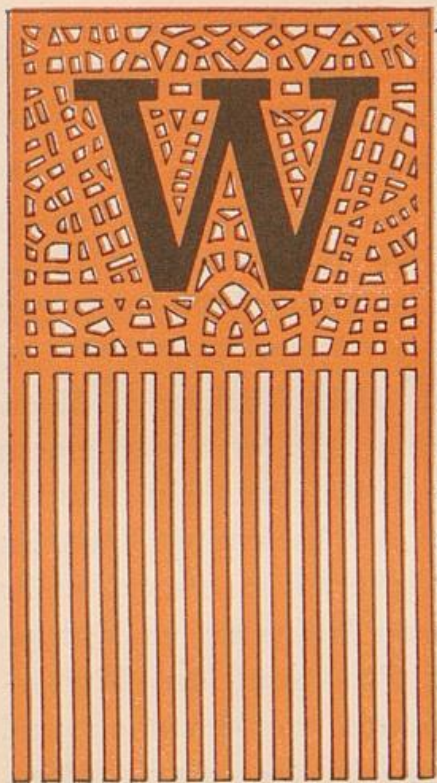
Einband- und Vorsatz-Zeichnung sind von Peter Behrens
: : : Die Initialen zeichnete Hermann Kirchmayr : : :

Übersetzungsrecht, sowie alle anderen Rechte vorbehalten

Published November 30, 1907. Privilege of Copyright in the United
States reserved under the Act approved March 3, 1905 by the
Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt o. M.

: : : : : Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig : : : : :

Der moderne Kolonialbegriff



AS IST NICHT ALLES SEIT DEN Zeiten der Phönizier und der ur-griechischen Wanderungen „Kolo-nie“ gewesen! Karthago und Ophir, Sagunt, Massilia, Tarent, und ganz Großgriechenland, Sizi-lien und die Städte am kimme-rischen Bosphorus waren Kolonien. Die Römer kolonisierten ganze Länder, indem sie sie mit An-siedlungen von Veteranen und sonst verfügbarem Auswanderergut überzogen und diese mit Kolonial-recht ausstatteten. Die deutschen Ritter kolonisierten Preußen und Livland als Land der Jungfrau Maria, indem sie die Eingeborenen

ausrotteten oder sie zu Hörigen machten und den deutschen Bürger und Bauern heranriefen. Zwischen Spanien und Portugal zog der Papst, als das Zeitalter der großen Ent-deckungen angebrochen war, einen Strich um den Globus: gegen Osten sollte die Erde portugiesischer, gegen Westen spanischer Kolonialbesitz sein. Das England der Elisabeth und der Stuarts ließ königliche Piratenflotten aus seinen Häfen fahren und ließ die Puritaner in die Urwälder von Neu-England jenseits des Atlantischen Ozeans wandern, um dort ihre Glaubensfreiheit zu suchen. Die Quäker gingen nach Pennsylvanien, um den Gottes- und Bruderstaat auf Erden zu gründen; Jermak Timofejew eroberte für Iwan den

Schrecklichen Sibirien und gründete auf einem Raum so groß wie Europa einige Dutzend Blockhäuser, wo Kosaken mit ihren Luntentinten saßen, um den Eingang des Tributs an Zobel-, Hermelin- und Biberfellen für den Zaren von den Waldvölkern zu überwachen. Und welch ein buntes Bild nach Art und Name bietet heute der Kolonialbesitz der Völker dar! Wie einst Demetrias, Chalkis und Korinth die „Fesseln Griechenlands“ waren, in denen die mazedonische Übermacht von ihren festen Zitadellen das hellenische Land und Meer unter Aufsicht hielt, so bilden heute Gibraltar und Malta die Seeburgen Englands im Mittelländischen Meer. Madeira und die Kanarischen Inseln, die erst vor einem halben Jahrtausend von den Europäern entdeckt wurden und bis dahin jenseits der Grenzen der bekannten Welt im Dunkel des Westens lagen, sind heute nicht einmal mehr Kolonien, sondern werden von ihren Besitzern zu Europa gerechnet, sind Heimatboden und Provinzen des Mutterlandes und wählen zu den Parlamenten von Lissabon und Madrid so gut wie die europäischen Landschaften. Peru, Mexiko und die Vereinigten Staaten waren einmal Kolonien, dann wurden sie selbständige Staaten. Am Hudson und am Mississippi sind die alten Ureinwohner, die Rothäute, ausgerottet, und für die Volks- und Blutmischung, für das politische und soziale Leben der angelsächsischen Nordamerikaner sind alle die indianischen Nationen, mit denen noch im 18. Jahrhundert der weiße Mann von den großen Seen bis zum Golf von Mexiko auf Tod und Leben rang, bedeutungslos geworden. Im spanischen Amerika dagegen ist der Indianer bis auf den heutigen Tag die Masse und der Grundstock der Bevölkerung geblieben. Juarez, der als Präsident von Mexiko den Kaiser Maximilian erschießen

ließ, war Vollblutindianer; Porfirio Diaz, der jetzt schon seit Jahrzehnten Mexiko regiert und das Land zu seinen Lebzeiten weiter gebracht hat, als vier Jahrhunderte vorher es vermochten, hat auch indianisches Blut in sich, und in Chile führt man die größere Gelassenheit und den verhältnismäßig nüchternen Ernst der Spanisch redenden Bevölkerung auf die tiefgreifende Blutmischung mit den dortigen Indianern zurück. Indien ist kein Land, sondern ein Erdteil, in dem zweihunderttausend Weiße über 300 Millionen Eingeborene herrschen, und indem die bewaffnete Hand des Engländers dieser Welt, die früher in steten Kriegen fort und fort sich selbst dezimierte, jetzt den gezwungenen Frieden und Sicherheit für das Leben jedes einzelnen gibt, mehrt sich gerade darum die Menschenzahl so ins Ungemessene, daß Hungersnöte wieder den Raum schaffen müssen, den früher das Schwert schuf. Hongkong ist eine kleine Insel, ein Felsgestell, das die Engländer vor zwei Menschenaltern verlassen wollten, weil niemand auf diesem nutzlosen verpesteten Fleck es aushalten mochte — heute steht der Schiffsverkehr im Hafen von Hongkong an der zweiten Stelle unter allen Seeplätzen der Erde, gleich hinter London. Liegt hier ein kleines Eiland, auf dem sich ein Verkehr von Milliarden an Wert vereinigt, als ein einzelner meerumspülter Posten der europäischen Welt vor dem ganzen unendlichen China, so benutzt in den südafrikanischen Steppen ein weißer Mann für sich und die Seinigen eine Landfläche so groß wie ein Fürstentum nur, um Ochsen und Schafe darauf weiden zu lassen. Der Weiße reiht dort eine Riesenfarm an die andere, vom Kap bis zum Sambesi wird weißen Mannes Land, was Kaffern und Hottentotten gehört hatte, und der Eingeborene, dessen Vorfahren hier herrsch-

ten, Land und Herden besaßen, wird Diener und Viehwächter des Buren, des Engländers, des Deutschen. Am Gestade von Westafrika sitzen Franzosen, Engländer, Deutsche und Portugiesen; sie haben Häfen und Handelsplätze an der Küste und sind in langen und oft kritischen Verhandlungen übereingekommen, wieviel Land sie binnenwärts auf der Karte blau, rot, braun und grün anzumalen das Recht haben. Ganz langsam fangen erst seit kurzem die Eisenbahnschienen, die militärischen Postierungen und die Handelsfaktoreien an, sich ins Innere dieser Gebiete hinein vorzuschieben, die niemand in Berlin, London oder Paris kannte, als man über sie das Los warf. Erst vor sechs Jahren hat man in Kamerun eine große Stadt von 20000 Einwohnern mit einer Befestigungsanlage von 15 km im Umfang, nur 10 oder 12 Tagemärsche von der Küste entfernt, aufgefunden: eine Stadt, ein Volk und ein König, von denen beinahe 20 Jahre lang seit Kamerun deutsch war kein Mensch dortselbst etwas gewußt oder gehört hatte.

All diese unendlich verschiedenen Bilder von heute, und dazu noch unzähliges, was aus der Vergangenheit von 30 Jahrhunderten in wechselnder Deutlichkeit bis zu uns heraufschimmert, wogt und fließt durcheinander, wenn man versucht, den Begriff der Kolonie und des Koloniallebens zu fassen. Wie soll sich nun jemand hinsetzen und auf einem kleinen Raume sagen, welches die Lebens- und Verkehrsformen, die soziale Psychologie und Struktur der Menschen seien, die in der Kolonie leben! Es versteht sich von selbst, daß diese Aufgabe, wenn nicht ein weitschichtiges Werk daraus entstehen soll, nur in einer starken historischen und prinzipiellen Beschränkung gelöst werden kann. Wir werden

uns sowohl ein näheres Eingehen auf die Koloniegründungen des Altertums, als auch auf das Zeitalter der Konquistadoren, so interessant auch gerade hier vieles vom politisch-psychologischen Standpunkt aus erscheint, versagen müssen, und uns, von gelegentlichen Seitenblicken abgesehen, auf die koloniale Gegenwart und auf die großen kolonialen Typen, die jetzt in dem Überseebesitz der Völker herrschend sind, als auf die Grundlage der Betrachtung zu beschränken haben.

/ Wenn man zunächst von den einzelnen überseeischen Stationen absieht, die ein Volk zu besonderen wirtschaftlichen oder militärischen Zwecken draußen in Besitz genommen hat, die aber bei aller überragenden Wichtigkeit im Einzelfall räumlich doch nur gleichsam Punkte innerhalb einer fremden Welt darstellen, so kann man in der Gegenwart zwei große grundsätzlich und praktisch weit voneinander verschiedene Hauptarten der Kolonien unterscheiden: solche, in denen Klima- und Bodenverhältnisse die dauernde Seßhaftmachung von Weißen gestatten und hervorrufen, und die man daher Siedlungskolonien nennen kann, und solche, in denen das Tropenklima dem einzelnen Weißen nur einen vorübergehenden Aufenthalt gestattet, wo also die Gewinnung und Nutzbarmachung der Produkte auf anderem Wege als durch die unmittelbare Okkupation und Bewirtschaftung seitens eines weißen Einwanderertums erfolgen muß. / Eine zusammenfassende Bezeichnung für diese zweite Art von Kolonien zu finden, ist nicht ganz leicht, weil es sich hier um eine große Mannigfaltigkeit von wirtschaftlichen Einzelformen handeln kann. Als Beispiel zur Verdeutlichung des Gegensatzes mögen vorerst unsere beiden afrikanischen Kolonien Südwestafrika und Kamerun

diene. Ganz Südafrika vom Kap bis zum Sambesi ist, wie man dort sagt, „weißen Mannes Land“. Es ist ein großes Viehzuchtgebiet mit gelegentlicher Möglichkeit zu etwas Ackerbau und stellenweiser Anhäufung von großen Mineral-schätzen. Allmählich, von der Südspitze des Erdteiles her vordringend, haben die Weißen einen Landstrich nach dem andern besetzt, haben den Grund und Boden unter sich aufgeteilt, Farmwirtschaften gegründet, Städte gebaut und im Laufe einer langen Reihe von Generationen den prak-tischen Nachweis erbracht, daß sie als Rasse unter diesem Himmelsstrich lebensfähig und arbeitskräftig bleiben. Die Ureinwohner, Schwarze und Hottentotten, kommen unter solchen Verhältnissen, wie sie in Südafrika herrschen, nur noch als eine bestimmte soziale Klasse innerhalb der Ge-samtbevölkerung in Betracht. Sie sind Arbeiter und Dienst-boten und leben ohne Erinnerung an ihre alte Stammes-organisation, an den einstigen Besitz ihrer Vorfahren, an Land, Vieh usw. im ganzen Lande, je nach dem Bedarf gruppiert, den die Unternehmungen des Weißen, Farmwirt-schaft, Minenbetrieb usw., an Arbeitskräften haben. Noch ist dieser Zustand nicht in allen Teilen Südafrikas voll durchgeführt; noch gibt es starke Überreste der alten Ein-geborenenbevölkerung, die sich ihre Stammesorganisation und ihr Stammesgebiet bewahrt haben und noch als mehr oder minder geschlossene einheimische Volkskörper dem Weißen gegenüberstehen, aber im allgemeinen ist die Ent-wicklung im Gange, und ihr Ziel ist deutlich. Ganz anders steht es in Ländern wie Kamerun. Der Weiße ist mit seiner eignen Arbeit nicht fähig, auch nur ein einziges von den Produkten, die ein solches Tropengebiet hervorbringt, zu gewinnen und auszubeuten. Er kann weder selbst die Güter,

welche die Natur darbietet, wie Kautschuk und anderes, im Urwalde einsammeln, noch kann er selber die Früchte der Ölpalme abernten, das Öl kochen, die Kerne gewinnen oder dgl. mehr. Er kann auch nicht selber Kakaobäume pflanzen, den Kakao ernten und zubereiten. Er kann das alles nur, wenn er den Eingeborenen dazu gewinnt, die Arbeit für ihn zu tun. Der Bur in Südafrika wohnt auf der Scholle, die er von seinem Vater und Großvater ererbt hat, er baut sich mit seinen eigenen Händen sein Haus, er fährt selbst mit seinem Ochsenwagen durch die Steppe, er zählt selbst seine Schafe und schert ihre Wolle, und sein eingeborenes „Volk“ ist für ihn dabei nur dasselbe, was der Knecht und Viehhirt für den europäischen Landwirt ist. Der Kaufmann aber, der in Kamerun eine Faktorei zum Einkauf von Gummi, Elfenbein und Ölen leitet, oder der Pflanzer, der einer Kakaopflanzung vorsteht, kann nur eine bestimmte und oft genug nur sehr kurze Reihe von Jahren in dem Tropenklima existieren. Vollends eine weiße Frau und weiße Kinder sind in den Tropen eine Seltenheit und entweder ein Wagnis oder ein schwer zu bezahlender Luxus. Will man eine tropische Kolonie ausnutzen, so muß man den Eingeborenen dazu bringen, daß er nach Möglichkeit selbständig die Dinge produziert, die der weiße Mann haben will, um sie mit Vorteil ausführen und auf dem Weltmarkt anbieten zu können. Eine weiße überseeische Siedlungskolonie, in der Viehzucht oder Ackerwirtschaft herrschen, kann sich auf sich selbst stellen, für sich und von sich selber existieren. Sie wird sehr bald auch den Wunsch haben, einen Überschuß an produzierten Gütern dem Handel anzubieten und für den Ertrag andere Güter zu importieren, die den höheren Bedürfnissen des Lebens

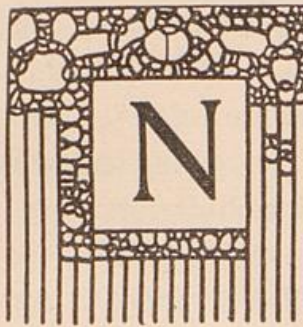
dienen; aber das macht nicht ihr Wesen aus. Der Bur, der die Entscheidung dafür gegeben hat, daß Südafrika weißen Mannes Land wurde, hat in jener Zeit, da er die inneren Weideflächen des Kaplandes, die Länder jenseits des Oranje und des Vaal in Besitz nahm, von überseeischen Einfuhrartikeln nicht viel mehr gebraucht als die Eisenteile an seinem Wagen, sein Gewehr, Pulver und Blei und seinen Kaffee. Eine Tropenkolonie aber existiert nur vom Handel und für den Handel; alles was Wirtschaft in ihr ist, zielt darauf ab, irgendwelche Güter, sei es, daß sie bereits von der Natur dargeboten werden, sei es, daß sie erst durch organisierte Arbeit der Eingeborenen gewonnen werden können, für den Export in die großen Verbrauchsländer des Welthandels zusammenzubringen: Kaffee oder Gewürze, Rohmaterial für die Industrie, Kautschuk, Palmfrüchte, Baumwolle, tropische Faserpflanzen und dergleichen. Das Ziel, um dessentwillen der Weiße überhaupt in diese Länder kommt, ist immer ihre Gewinnung für den Export. Zunächst nimmt er, was er fertig im Walde findet, dann lehrt er die Eingeborenen die Bäume anschneiden und den Milchsaft eindicken, nach bestimmten Pflanzen suchen, die Erde umgraben; er rüstet sie mit Feuergewehren aus, um Elefanten zu schießen usw. Dann legt er Plantagen an, pflanzt Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Vanille, Kakao und was Boden und Klima sonst hervorbringen mögen — aber alles, was er gewinnt, wandert hinaus auf den Weltmarkt. Alles, was zu den Negern im Urwald und in der Grassteppe kommt, Stoffe, Eisenwaren, Geschirr, Schießpulver, Messing, Draht, Glasperlen, dient nur dazu, die Arbeit des Eingeborenen und die Produkte selbst, die man ohne seine Arbeit nicht gewinnen kann, dafür einzutauschen und sie dann über See

nach den großen Emporien des Handels, nach Hamburg, Liverpool, Marseille, fortzuschaffen. So verstanden kann man diese zweite Art von Kolonien also füglich Handelskolonien nennen.

„Siedlungskolonie“ und „Handelskolonie“ wären also nach dieser eben vorgetragenen Unterscheidung die beiden nebeneinanderstehenden Grundtypen in dem Kolonialwesen der Gegenwart — nicht in dem Sinne, daß es hier keinen Handel und dort keine Ansiedlungen gäbe, sondern so, daß die Benennung von derjenigen Wirtschaftsform hergenommen ist, die das grundlegende und wesentliche Element innerhalb des bestimmten kolonialen Gebildes ausmacht. Als dritte Gruppe könnte man dann noch jene vereinzelt, räumlich meist sehr kleinen, aber strategisch, kommerziell und politisch oft überaus wichtigen Positionen hinzuzufügen, welche die Völker, die überseeische Interessen besitzen, sich längs der großen maritimen Verkehrswege an beherrschenden Punkten gesichert haben. Diese Gruppe kann man als die der „kolonialen Stützpunkte“ bezeichnen. Sie wird aber schon aus dem Grunde nur selten besonders eigentümliche und charakteristische Züge aufweisen, weil, soweit es sich um Niederlassungen in den Tropen handelt, das Leben der Weißen sich dort auch innerhalb der großen Kolonialreiche, wie z. B. Indien, zum weitaus überwiegenden Teil an den großen Einzelzentren des Wirtschaftslebens oder an Punkten, die aus anderen Gründen wichtig sind, konzentriert. Bombay und Singapore, Colombo und Hongkong bieten für das soziale Leben der Weißen annähernd dieselben oder doch sehr ähnliche Bedingungen dar, und wo es sich um rein militärische Stützpunkte handelt, da ist das Garnisonleben, mag ein Regiment nun in Aden oder auf den Bermudas

stehen, wiederum bis auf Einzelheiten nach denselben Gesichtspunkten geregelt.

Die Ansiedlungskolonie



NACH WELCHEN Gesichtspunkten gestaltet sich das Zusammenleben der Menschen in einem überseeischen Ansiedlungsgebiet der weißen Rasse? Bei dieser ersten Frage erhebt sich gleich die zweite: Wer ist denn unter den Menschen in der Kolonie gemeint — ist es nur der weiße Ansiedler, oder sind es auch die Eingeborenen, die ursprünglichen Besitzer des Landes? Soll es sich nur um die sozialen Beziehungen und um die Psychologie des weißen Mannes handeln, oder auch um die Formen und den Charakter seines Zusammenlebens mit dem Eingeborenen, den er unterworfen hat und der ihm dient, den er noch zu bekämpfen hat, oder den er auszurotten im Begriff steht? Man wird billig antworten müssen, daß das Verhältnis zwischen Weißen und Eingeborenen in den Ansiedlungskolonien ein so bestimmender Faktor für die wirtschaftliche Existenzform wie für die soziale und psychologische Entwicklung des gesamten Ansiedlertums ist, daß diese Beziehung nicht nur nicht übersehen, sondern gerade mit besonderer Deutlichkeit hervorgehoben werden muß.

Eine andere Frage ist die, wie weit man den Begriff der Ansiedlungskolonie ausdehnen soll. Sind die Vereinigten Staaten von Amerika ein ursprüngliches Ansiedlungsgebiet der europäischen Rasse? Zweifellos. Sind sie darum noch eine Ansiedlungskolonie? Sicher nicht. Man müßte sonst

zu dem Schluß kommen, daß fast alle gegenwärtigen Staaten und Völkergebiete irgend einmal auch das Kolonisationsgebiet eines vordringenden Stammes, einer sich ausdehnenden Rasse, gebildet haben. Sind Brasilien und die Staaten des spanischen Südamerika noch Kolonien? Offenbar nicht. Sind Kanada und Australien, zwei typische Siedlungsgebiete, Kolonien? Formell ja. Sie stehen noch in einem administrativen Zusammenhang mit dem Mutterlande. Sie haben englische Gouverneure und sie sind auf den allbritischen Reichskonferenzen vertreten. Denkt man sich aber diesen jetzt noch existierenden politischen Zusammenhang zwischen ihnen und Großbritannien gelöst, so daß der kanadische und der australische Staatenbund als international selbständige politische Größen in den Kreis der Staaten auf der Erde eintreten, so ist es nicht leicht zu sagen, welche grundlegenden Voraussetzungen des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens in Kanada und Australien dabei wechseln würden. Die bestehende Selbstverwaltung mit selbständigem Parlament, selbständigen Ministern und eigenen Finanzen würde in keinem Stück eine Änderung zu erleiden brauchen. An die Stelle des vom König von England ernannten Gouverneurs würden gewählte Präsidenten treten; in den Formen der Besetzung der Verwaltungsspitzen und des Zustandekommens der Volksvertretung bei den einzelstaatlichen Parlamenten würden einige wenig belangreiche Änderungen eintreten, und damit wäre der Übergang von der britischen Kolonie zum selbständigen Staatswesen formell geschehen. Tiefergreifende Folgen würden sich voraussichtlich mit Bezug auf die Landesverteidigung, Heerwesen und Flotte ergeben, sobald die große englische Seemacht und die gesamte militärische Kraft des Mutter-

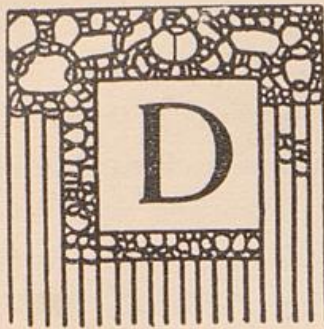
landes nicht mehr hinter dem Commonwealth of Australia stehen. Aber diese Erwägung führt bereits auf ein anderes nicht hierhergehöriges Gebiet. Ganz ähnlich wie mit Australien, steht es mit Kanada. Vielleicht würde die Lösung von England für das politische Selbstbewußtsein des Kanadiers noch einen etwas größeren Sprung, eine etwas stärkere Übergangerschütterung bedeuten, als für den Australier, aber im großen und ganzen würden die Form und der Inhalt des Lebens in Quebec, Toronto und auf den Farmen von Manitoba einen ebenso geringen Wandel erleiden, wie in Sydney und auf den Goldfeldern in der westaustralischen Wüste, wenn König Eduard nicht mehr die „Allergnädigste Majestät“, sondern der Souverän eines fremden Staatswesens wäre.

Sehr viel stärker sind die Besonderheiten der kolonialen Existenzform gegenwärtig noch in der wirtschaftlichen wie in der psychologischen Verfassung der weißen Bewohner im Kapland oder in Natal ausgedrückt. Noch deutlicher ist es in den Gebieten der Fall, die erst seit wenigen Jahrzehnten durch das Vordringen der Engländer vom Kap aus britischer Kolonialbesitz geworden sind, und ebenso in dem deutschen Anteil an Südafrika. Wiederum anders steht es in den früheren Burenrepubliken, Transvaal und Transoranje. Das waren einmal selbständige Staaten und sind jetzt offiziell englische „Kolonien“. Daß durch diesen äußeren politischen Wechsel keine tiefergehenden inneren Strukturveränderungen vor sich gegangen sind, wird dem, der die Allgemeinform des südafrikanischen Lebens kennt, ohne weiteres einleuchten. Trotzdem haben gerade die beiden einstigen Freistaaten auch während der Zeit ihrer Selbständigkeit eine ganze Reihe von Besonderheiten in ihrem wirtschaftlichen und sozialen

Leben gehabt, die wir gewohnt sind, mit mehr oder weniger Nachdenken als speziell „kolonial“ aufzufassen.

So kommen wir allmählich zu der Einsicht, daß das, was wir uns als Eigentümlichkeiten des kolonialen Lebens im besonderen Sinne vorstellen, vielfach Dinge sind, die dem Anfangs- und Gründungszeitalter eines überseeischen weißen Ansiedlungsgebietes eigentümlich sind und die um so mehr verblassen und den uns vertrauten staatlichen wie gesellschaftlichen Zuständen Platz machen, je weiter die Entwicklung der Ansiedlungskolonie von ihren Anfängen her fortschreitet. Es ist die Okkupation des Neulandes, der Wildnis, sei es mit dem Pflug, sei es als Weidefeld; es ist die Auseinandersetzung mit den Eingeborenen, denen Weide und Feld vordem gehörten; es ist das Erleben des großen Wechsels aller Lebensformen für den, der aus alten, fest umgrenzten und beschränkten Verhältnissen in den Busch oder in die Steppe hinauszieht, um sich und seinen Kindern dort ein neues Heim zu gründen, wo vordem noch keine Menschen, oder wenigstens noch keine weißen Menschen waren, was uns unwillkürlich immer vorschwebt, wenn wir an das Leben in den Kolonien denken. Dann aber dürften wir unser Interesse am Kolonialwesen nicht nur auf die geschlossenen, den einzelnen Nationen gehörigen Kolonialgebiete beschränken, sondern damit wäre auch der deutsche Auswanderer, der fern im Westen an der großen kanadischen Pazifikbahn die Prärie pflügt oder in Südbrasilien den Urwald rodet, Korn pflanzt, Dörfer, Schulen und Kirchen baut, ein Vertreter jenes besonderen Koloniallebens, dessen äußere und innere Struktur in ihrer Abweichung von den gewohnten und bekannten Normen des heimischen Lebens uns hier interessierten. Alle die überseeischen Gebilde, die jetzt selbst

ständige Staaten geworden sind oder dazu bestimmt sind, es in absehbarer Zeit zu werden, haben vor kürzerer oder längerer Zeit dieses für uns besonders merkwürdige Stadium der kolonialen Gründungszeit durchgemacht, und einige von ihnen weisen noch, zumal in ihren vom Zentrum der Entwicklung weiter abgelegenen Teilen, Verhältnisse auf, die denjenigen ähnlich sind, aus denen einst die ganze Kolonialgründung emporgewachsen ist, zu der Zeit, wo es noch im Naturzustand befindliches Land zu okkupieren gab, wo noch Eingeborene und wilde Tiere existierten, wo alle Verhältnisse durch das Vordringen der Ansiedler erst noch aus dem Rohen heraus gestaltet werden mussten. Auf der andern Seite werden wir es geradezu als eine Probe auf die gesunde Entwicklungsfähigkeit der jungen Koloniegründungen ansehen müssen, wenn wir schon in ihren jetzigen Lebensverhältnissen die Vorbedingung für die zukünftige Entwicklung vom kolonialen Gründungstypus fort zu den festen allgemeinen Lebensformen der weißen Rasse und zu den Zuständen in den ursprünglichen Herrschaftsgebieten der Europäer zu erkennen vermögen. Je mehr aber der Eingeborene aus der Siedlungskolonie im fremden Erteil verschwindet, desto mehr hört auch der eigentliche Kolonialtypus auf. Umgekehrt bleibt allen ursprünglichen Kolonialgründungen, auch denen, die später politisch selbständige Staaten werden, ein bestimmender Zug des Kolonialzeitalters erhalten, wenn die eingeborene Rasse sich den weißen Kolonisatoren und ihren Nachkommen gegenüber als besondere soziale Schicht behauptet. Australien hat daher beinahe ganz aufgehört, koloniale Charakterzüge zu zeigen, während Länder wie Mexiko und Transvaal nach dieser Richtung hin den ursprünglichen Kolonialcharakter nie verlieren werden.



AS JÜNGSTE und daher aus den eben vorgetragenen Gründen für uns interessanteste überseeische Siedlungsgebiet großen Stils ist Südafrika. Es hat auch noch weiter dadurch ein vorzugsweises Interesse, daß hier drei besonders bedeutende europäische Völker, Engländer, Holländer und Deutsche, die Elemente der weißen Ansiedlung hergegeben haben, oder es noch zu tun im Begriff sind. Dazu kommt die Mannigfaltigkeit der südafrikanischen Eingeborenenstämme nach Rasse, Kulturentwicklung, Arbeitsfähigkeit und kriegerischem Vermögen. Begeben wir uns daher auf jenes weite Ländergebiet zwischen dem Kap der guten Hoffnung und den Viktoriafällen des Sambesi, um zu sehen, wie sich dort unter den besonderen natürlichen Voraussetzungen dieses Himmelsstriches die koloniale Entwicklungs- und Daseinsformen für den einzelnen wie für die menschliche Gemeinschaft gestaltet haben, um an einem typischen Beispiel etwas von derjenigen Art sozialen Zusammenlebens kennen zu lernen, die uns vorschwebt, wenn wir an die „Kolonie“ denken.

Die Entdecker Südafrikas waren bekanntlich die Portugiesen. Als Stützpunkt auf dem Wege nach und von Goa und Indien wählten sie aber nicht die Tafelbai, von wo aus späterhin die Anfänge der weißen Kolonisation Südafrikas erfolgten, sondern zwei weiter ostwärts gelegene Buchten, die Algoa- und die Delagoabai. Auch dort war ihres Bleibens nur vorübergehend; eine portugiesische Kolonisation fand nicht statt. Die ersten Europäer, die das Kap in Besitz nahmen und sich dort ansiedelten, waren die Holländer, und es ist merkwürdig, wie aus diesem seefahrenden, zu Hause

in einem halb unter Wasser liegenden, vom Wasser durchzogenen Lande lebenden Volk der Typus des weißen Südafrikanertums hervorgegangen ist, der sich einem der trockensten Gebiete der Erde mit vollkommenem Geschick angepaßt hat. Die Niederlassung am Fuße des Tafelberges war ursprünglich dazu bestimmt, die Indienfahrer auf ihrer Ausreise und Heimreise mit frischem Proviant, Fleisch, Mehl und Gemüse zu versehen. Zu dem Zweck brauchte man nicht nur Soldaten, Beamte und Handwerker, sondern auch wirkliche Ansiedler, die Viehzucht und Ackerwirtschaft trieben. Lange Zeit hindurch ist es damit sehr kümmerlich gegangen. Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts lagen die äußersten Vorposten der weißen Besitzungen in den Tälern wenige Stunden landeinwärts von Kapstadt, und noch im Jahre 1806, als die Engländer das Kap endgültig okkupierten, reichte des weißen Mannes Land noch nirgends bis an den Oranjefluß, wenn auch die südliche und mittlere Karroo bereits von Farmern besetzt waren. Interessant ist es nun, wie sich hier die Lösung der wichtigsten Kolonisationsfragen in einem Siedlungsgebiet vollzogen hat. Abgesehen von einem ganz schmalen Streifen am äußersten Südrand des Kaplandes, in dem besondere Regenverhältnisse herrschen, ist es unmöglich, in der südafrikanischen Steppe nennenswerten Ackerbau zu treiben. Die weißen Ansiedler waren also darauf angewiesen, sobald sie sich über die nächste Umgegend von Kapstadt hinauswagten, es den Urbewohnern des Landes, den viehzüchtenden Hottentotten, gleichzutun. Diese machten ihnen natürlich den Besitz des Weidelandes streitig, und es ist bezeichnend, daß es dem Weißen nicht eher gelang, endgültig über die Randgebirge auf das Hochland vorzudringen und dort eine Farmwirtschaft größeren

Stils zu begründen, als bis langsam im Laufe der Menschenalter eine weiße afrikanische Rasse herangewachsen war, die mit den Eigentümlichkeiten des neuen Erdteils, namentlich den klimatischen Verhältnissen, von Geburt an vertraut war. Von da an, wo es eine größere Anzahl geborener weißer Afrikaner gab, die in den engen Talgründen des begünstigteren Küstengebietes nicht mehr Platz fanden und daher, um leben zu können, ins Innere hineinmußten, kam der eigentliche Vertilgungskrieg gegen die Hottentotten in Gang. Von nun an wuchs das neue Volk der südafrikanischen Bauern, der „Buren“, heran. Um wirtschaften zu können, brauchte der Bur eine Familie, Vieh, Land und Eingeborene, „Volk“, wie er kurzweg sagt. Die ersten Einwanderer brachten wenig weiße Frauen mit. In Südafrika hat die Frauenfrage jedesmal, wenn Neuland tiefer im Inneren von dem Auszug der jungen Männer okkupierr wurde, eine große Rolle gespielt — anders, als es z. B. bei der Gründung der nordamerikanischen Kolonien von England aus geschah. Dort gingen die auswandernden Dissidenten und ihre Nachfolger in ganzen Familien fort, mit Frauen und Kindern. Die Weißen am Kap haben sich anfangs mit den eingeborenen Weibern geholfen. Wenn man heute im Kapland reist und sieht, daß es, abgesehen von zugewanderten Arbeitern aus dem Gebiet der geschlossenen Kaffernstämme im Osten und Norden, reine Eingeborene fast gar nicht mehr gibt, sondern nur noch Mischlinge der verschiedensten Abstufungen, so wundert man sich, daß auf der anderen Seite doch ein weißes Geschlecht von der jetzigen rassenhaften Exklusivität der Buren herangewachsen ist. Ein Gegenstück dazu ist das Aufgehen der Portugiesen in der vorgefundenen farbigen Bevölkerung in Afrika und Indien. Was in Goa und in Loanda sich heute

noch unter Umständen Portugiese nennt und teilweise mit Erfolg den Anspruch vertritt, zur Klasse der Weißen gerechnet zu werden, ist häufig so dunkelfarbig, daß man mindestens Mulatten vor sich zu haben glaubt. Für diese Tropenländer hat die weiße Frau eben vollkommen versagt. Nach Südafrika sind auch nicht viel weiße Frauen gekommen, aber immerhin doch eine gewisse Anzahl, und das hat genügt, um von vornherein in diesem Klima einen wenn auch kleinen Stock rein weißer Familien zu schaffen und zu erhalten. Der natürliche, noch jetzt vorhandene südafrikanische Kinderreichtum hat dann das Seine dazu getan, um die Verhältnisse allmählich immer mehr zu verbessern. Allerdings kann man nicht behaupten, daß die Buren, der Hauptstock der bodenständigen und alteingesessenen weißen Bevölkerung Südafrikas, von ganz unvermischter weißer Herkunft wären. In früherer Zeit, als die Not an weißen Frauen noch groß war, sind besser geratene Mädchen von Mischlingsherkunft nicht selten zur Ehe genommen worden, und ihre Kinder sind dann vollständig als Gleichberechtigte in der Zahl der Weißen aufgegangen. Als seltener Ausnahmefall kommt sogar heute noch die ausdrückliche Rezeption eines tüchtigen Mannes von augenscheinlich nicht reiner weißer Herkunft unter die Buren vor, namentlich in den weit entlegenen, dünn bevölkerten Grenzgebieten der Besiedelung. Hin und wieder erinnert auch unter den jetzigen Buren ein leise an das Eingeborenentum anklingender Gesichtstypus an jene zurückliegende Zeit des Mangels an weißen Frauen.

Für den Sieg der weißen Rasse im Sinne der dauernden Akklimatisation und des inneren Verwachsens mit der zu eigen genommenen südafrikanischen Scholle ist es aber ent-

scheidend geworden, daß — sobald nur die äußere Möglichkeit hierzu vorlag — der Grundsatz, daß es ein eheliches Zusammenleben nur mit der weißen Frau gibt und daß Bastardkinder keine Kinder im Sinne der Familie sind, zur vollkommenen und unerbittlichen Durchführung gelangte. Damit waren die wirtschaftlichen Voraussetzungen für das koloniale Dasein des Südafrikaners und der Unterschied zwischen der weißen herrschenden und der farbigen dienenden Klasse auch von der sozialen Seite her als Naturnotwendigkeit gegeben. Dies Zusammenfallen des sozialen und des ökonomischen Trennungsmoments zwischen den Weißen und den Farbigen ist für die Weiterentwicklung der Verhältnisse bis auf den heutigen Stand von großer Bedeutung gewesen. Die Masse der Abkömmlinge aus den illegitimen und vorübergehenden Verbindungen weißer Männer mit eingeborenen Frauen sank zurück auf die Seite der noch vorhandenen unvermischten Farbigen, und zwischen diesen und den Mischlingen vollzog sich im Laufe der Zeit jene vollkommene Vereinigung zu einer alle Schattierungen umfassenden, aber innerlich wie äußerlich, wirtschaftlich wie sozial, zusammengehörigen Mischrasse. Es ist bezeichnend für die Kraft des Burentums, daß es dieser ganzen Mischlingsbevölkerung, die ihm an Zahl erheblich überlegen ist, seine Sprache, das sogenannte Kapholländische, als Muttersprache gegeben hat. In dieses Burisch redende, aber „eingeborene“ farbige Mischlingstum sind überdies noch eine Menge ganz fremder, aus anderen Ländern und Erdteilen stammender Elemente aufgegangen, Indier, Malaien und selbst Araber von der afrikanischen Ostküste. Die Nachkommen der eingewanderten Malayen im Kapland sind heute noch Muhammedaner, sie beten in ihren Moscheen, und ihre Mullahs re-

zitieren den arabischen Koran, aber die Muttersprache dieser Muhammedaner, die einzige, die sie überhaupt verstehen, wenn sie nicht in den Häfen etwas Englisch dazugelernt haben, ist Kapholländisch.

Wir sagten vorhin, daß die weiße Kolonisation in Südafrika sozial auf der Stellung des Weißen als des Herrn, des „Eingeborenen“ als des Arbeiters beruhe. In seiner folgerichtigen Durchführung bedeutet dieser Satz, daß nur der Weiße in selbständigem Besitz der Produktionsmittel, vor allen Dingen des Grund und Bodens sein, der Eingeborene aber nur in einer sozial abhängigen Stellung existieren soll. Annähernd durchgeführt war dies Prinzip in den südafrikanischen Burenrepubliken; im Kapland nur so weit, wie die Gewohnheiten der alteinheimischen weißen Bevölkerung, die dort gleichfalls überwiegend aus Buren oder Holländisch sprechenden „Afrikanern“ besteht, herrschend waren. Die englische Regierung hat es dann teils aus schlecht angebrachter „Philanthropie“, teils um das Burentum politisch zu schwächen, in der Kapkolonie zu durchbrechen angefangen und damit eine schwere Verantwortung in der Rassenfrage auf sich geladen.

Für den Typus kolonialer sozialer Struktur, wie ihn Südafrika ausbildet und wie er auch für unser Gebiet dortselbst aus inneren Gründen maßgebend werden muß, ist aber der doppelte Grundsatz: Südafrika ist weißen Mannes Land, und der südafrikanische Farbige ist des weißen Mannes Arbeiter, überhaupt grundlegend. Es ist hier nicht der Ort, eine Theorie über das Verhältnis der Rassen in den überseeischen Ausbreitungsgebieten der Europäer aufzustellen, sondern es sollen vorwiegend die Verhältnisse auf kolonialem Boden so geschildert werden, wie sie sich entwickelt

haben, und wie sie heute zum Charakterbild der Kolonie gehören. In dieser Beziehung kann der Standpunkt der Weißen in Südafrika gar keinem Zweifel unterliegen. Er geht von der Tatsache aus, daß der Weiße selbst imstande ist, hier eine Familie zu gründen und sich für sich und seine Nachkommen physisch auf diesem Boden zu akklimatisieren, innerlich ein Heimatsgefühl, das ihm auf der ganzen Welt allein dieses Land als seine Heimat begehrenswert erscheinen läßt, zu erzeugen. Der Afrikaner, der dort im Lande geboren ist, und der Weiße, dessen Kinder und Nachkommen nach ihm das Land besitzen werden, ist stolz auf seine Heimat, und er tritt mit einem unverhohlenen Gefühl der Überlegenheit, man könnte beinahe sagen, des größeren, urwüchsigeren Persönlichkeitswertes, dem Fremden, der als Neuling oder als vorübergehender Wanderer unter den Himmel Südafrikas gerät, entgegen. Er braucht den Boden für seine Herdenwirtschaft. An wenigen, begünstigten Stellen gibt es etwas Landwirtschaft und Weinbau im europäischen Sinne, aber diese schmalen Striche am äußersten Südrand des Erdteiles verschwinden gegen die unermeßlichen Flächen, die keine andere Nutzung zulassen, als die durch eine extensive Weidewirtschaft. Ursprünglich besaß auch der Schwarze, der hier wohnte, bevor die Weißen landeten, Vieh, und lebte von der Viehzucht. Dann aber trat der Satz in seine Rechte, daß wo die Kuh oder das Schaf des eingeborenen Besitzers ihr Futter suchten, kein Platz war für Schaf und Rind des weißen Mannes. Auf Grund seiner praktischen Überlegenheit und auf Grund der stillschweigenden Überzeugung, daß der weißen Rasse das bessere Recht gehört, setzte sich der Weiße in den Besitz der Weidegründe des Hottentotten und des Kaffern. So war es in

Südafrika bis auf den heutigen Tag. Jeder weiße Ansiedler betrachtet es als selbstverständlich, daß der Eingeborene, sofern er noch Vieh und Weideland besitzt, zu weichen hat, sobald der weiße Mann mehr Land für seine Herde braucht. Man muß dabei allerdings berücksichtigen, daß die Eingeborenen in Südafrika den Begriff des Privateigentums an Grund und Boden ursprünglich gar nicht kennen; das Land gehört dem Stamm, und der Stammesangehörige kann sein Vieh darauf weiden lassen. Expropriert wird also durch das Vordringen der weißen Ansiedlung nicht der einzelne Farbige, der ein privatrechtlich erworbenes Eigentum an einem Stück Land besitzt, sondern expropriert wird der Stamm. Entweder wird ihm nach einem verlorenen Krieg oder nach einem Aufstande, wie es jetzt in Südwestafrika bei den Hereros und Witboois geschah, sein einstiges Land im ganzen genommen, oder der eingeborene Stamm wird allmählich immer weiter zurückgedrängt, in immer engere Grenzen eingeschlossen, bis er schließlich seinen ursprünglichen Landbesitz überhaupt verliert. Kein weißer Ansiedler in Südafrika würde es verstehen, wenn man ihm zumutet, anzuerkennen, daß auch der Eingeborene ein dauerndes und aus moralischen Erwägungen zu respektierendes Recht auf Land hat, das im übrigen geeignet ist, der weißen Farmwirtschaft geöffnet zu werden. Keiner würde die Zumutung begreifen, daß ein weißer Mann auf Ansiedlung, auf Familiengründung, auf Wohlstand, auf die Sorge für seine Kinder und Kindeskinde an irgend einer Stelle verzichten soll, bloß damit ein Kaffernstamm mit seinen Ochsen und Ziegen, der auf seine alte barbarische und unproduktive Weise dahinlebt, nicht vom Platze zu weichen braucht. Aus politischen Gründen hat die englische Regierung in Süd-

afrika daran gedacht, dem Farbigen das Recht auf Land-
erwerb in einem zur Farmwirtschaft erforderlichen Umfange
und damit die Möglichkeit zum wirtschaftlichen Wettbewerb
mit den Weißen zu geben. Dieser Gedanke ist bei der alt-
einheimischen weißen Bevölkerung ohne Unterschied der
Nationalität auf den entschiedensten Widerspruch gestoßen,
weil er gegen den Grundsatz Front macht, daß der Farbige
als solcher nicht eine eigene Wirtschaftsführung größeren
Stils haben, sondern schlechthin den Arbeiterstand für den
weißen Ansiedler bilden soll. In den Städten kann dieses
Verhältnis natürlich nicht mit derselben Schärfe auftreten,
wie auf dem flachen Lande. Es gibt in Kapstadt farbige
und weiße Droschkenkutscher, farbige und weiße Barbieri,
und noch in einer Anzahl anderer, sozial minder geachteter
Berufe konkurriert der Farbige mit dem Weißen. Auch als
städtischer Immobilienbesitzer kommt der Farbige in Süd-
afrika vor, wenn auch ausschließlich bei Objekten von ver-
hältnismäßig geringem Wert. Udenkbar für das Bewußt-
sein der weißen Farmer im Innern, in der Karroo, im alten
Freistaat, in Transvaal, ist es aber, einen Kaffern oder irgend
einen eingeborenen Mischling als gleichberechtigten Nachbar
auf einer anderen Farm sitzen zu haben. Wo trotzdem
etwas Ähnliches, d. h. Grundbesitz von Eingeborenen mitten
unter den Weißen zu farmwirtschaftlichen Zwecken vor-
kommt, handelt es sich jedesmal um Reservate einzelner
kleiner Stämme oder stammähnlicher Organisationen, meist
unter der Leitung einer christlichen Mission.

Auch vom Standpunkt der religiösen Betrachtungsweise
aus empfindet der bodenständige Weiße in Südafrika sein
Verhältnis zu den Eingeborenen ganz konsequent. Die Mission
hat hier natürlich mit einer Schwierigkeit zu kämpfen. Wäh-

rend der Entstehungsperiode des Christentums, als die neue Religion sich selbst auf dem Wege einer intensiven Missionierung der ganzen damals bekannten Welt ausbreitete, war das Problem der Rassenverschiedenheit in dem Sinne, wie es heute existiert, nicht oder nur erst in einigen undeutlichen Ansätzen vorhanden. Zwar standen die Völker auch schon zu Beginn der christlichen Zeitrechnung auf sehr verschiedener Kulturstufe, aber soweit der Blick der Menschen damals reichte, handelte es sich doch nicht um Unterschiede der Art, wie wir sie heute zwischen den Völkern der weißen Rasse und den Wilden, den Buschleuten, Australiern usw., vorliegen sehen. Die barbarischen Völker der alten Welt, die Germanen und die Skythen, die Parther, Inder und Perser, ja selbst die Ägypter und Araber und der ganze nordafrikanische Völkerkreis, erschienen vom Standpunkt der Juden, der Römer und Griechen zwar als fremd geartete, zum Teil auch rohe und ungebildete, aber nicht nach ihrem inneren geistigen Wesen, nach ihrer Fähigkeit zum intellektuellen, sittlichen und religiösen Erkennen und Handeln grundsätzlich minderwertige Rassen, die überhaupt nicht imstande gewesen wären, die Durchschnittshöhe der damaligen geschichtlichen Völker um das Mittelmeerbecken herum zu erreichen. Auf diese Weise erklärt sich die apodiktische und universale Fassung des Missionsgedankens bei der alten christlichen Kirche. Der Katholizismus hat späterhin, als die niederen Rassen in den neuentdeckten Erdteilen in den Gesichtskreis der kolonisierenden Völker Europas traten, zwar nicht grundsätzlich, aber stillschweigend dieser neuen Situation durch seine Missionsmethode Rechnung getragen. Er konnte das auch leichter, weil für ihn die Menschheit sowieso in Führer und Geführte, in Be-

sitzer und Verwalter der religiösen Güter im eigentlichen Sinne und in Unmündige, zerfällt. Die protestantische Mission dagegen mit ihrem grundsätzlichen Standpunkt vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen und von der religiösen Gleichwertigkeit der Individuen stand hier vor einer Schwierigkeit, die sie bis heute noch nicht einmal durchweg grundsätzlich erkannt, geschweige denn gelöst hat. Auf dem Boden eines solchen Rassenstandpunktes, wie ihn die von der weißen Rasse beanspruchte materielle und moralische Herrenstellung in Südafrika verkörpert, ist es für den Missionar doppelt schwierig, zu einer klaren Praxis in der Eingeborenenpredigt zu kommen. Vertritt er uneingeschränkt den Satz: alle Menschen sind Brüder, und im jenseitigen Leben gibt es ebensowenig Unterschiede der Rassen wie des Standes und des Besitzes, so pflanzt er damit ohne Zweifel den Keim zu einer Entwicklung unter die Eingeborenen, die zumal unter der Mitwirkung eines ausgebreiteten und gut gepflegten Systems von Missionsschulen mit der Zeit eine schwere Krisis in dem Verhältnis der Weißen und der Eingeborenen herbeiführen muß. Stellt er sich unbesehen auch als Diener der Religion auf den Herrenstandpunkt der weißen Rasse, wie es die amerikanischen Geistlichen in den Südstaaten der Union während der Sklavenzeit zu tun pflegten, so kommt er leicht in Konflikt mit seinem eigenen Gewissen und mit der öffentlichen Meinung in den Kreisen, welche die Mission in materieller Hinsicht vorzugsweise unterhalten. Hier liegt ein besonders schwieriges Problem für alle Kolonisation im Gebiet der sogenannten niederen Rassen vor. Der südafrikanische Bur, dem man davon spricht, daß im Himmel der „Baas“ und sein schwarzer Viehwächter oder Wagentreiber zusammensitzen würden,

antwortet kurzweg: „In einen Himmel, wo der Kaffer soviel sein soll wie der Weiße, will ich nicht. So etwas gibt es auch gar nicht!“ Dieser Standpunkt ist der naive Ausdruck der gefühlsmäßigen Überzeugung, daß der schwarze und der weiße Mann nicht im gleichen Sinne des Worts Menschen sind. Es braucht hiermit nicht im geringsten eine brutale oder inhumane Behandlung des Eingeborenen durch seinen weißen Herrn verbunden zu sein. Die Buren, die in ihrer Eingeborenenpolitik und Eingeborenenbehandlung als die Vorbilder in Südafrika gelten, waren gegen ihre Schwarzen zwar streng, aber durchaus nicht grausam, und sie verstanden es ohne alle Brutalität, bloß durch die Art ihres Umgangs, in jenen das Gefühl der Untergeordnetheit um der Rasse willen mit vollkommener Deutlichkeit zu erhalten. In Südafrika sind das Pferd und das Gewehr sozusagen das Zeichen des freien weißen Ansiedlers, ein Farbiger soll also nicht auf einem Pferd oder mit einem Gewehr betroffen werden, wenn ihn nicht gerade sein Herr für einen bestimmten Auftrag damit versehen hat.

Für den, der mit allgemein humanen und liberalen Vorstellungen ohne nähere Kenntnis überseeischer Kolonialgebiete aus Europa nach Südafrika kommt, bedeutet es zunächst eine gewisse Zumutung, sich in diese, bei alt und jung, Mann und Weib als selbstverständlich empfundene Anschauung hineinzugewöhnen, daß auf kolonialem Boden zwei Gattungen von Menschen zusammenleben, die nicht, wie zu Hause, bloß durch Geburt und soziale Lage geschieden sind, wo je nach der materiellen und moralischen Entwicklung der Individuen ein fortdauernder gegenseitiger Ausgleich stattfindet, sondern die nach ihrer Rasse von Anfang an und für alle Zeiten, wirtschaftlich so gut wie gesell-

schaftlich, in eine obere und eine untere Schicht auseinanderfallen. Für das Empfinden des Kolonialbewohners ist diese Stellung zu den Farbigen aber selbstverständlich, und er ist überzeugt, daß alle Maßnahmen, welche etwa nach von außen hineingetragenen Erwägungen im gegenteiligen Sinne erfolgen, nur schädlich und zerstörend auf die Gesundheit des kolonialen Daseins wirken können. Die Engländer haben in Südafrika, um ein Gegengewicht gegen das weiße eingeborene Afrikanertum zu haben, den Farbigen sogar ein gewisses Stimmrecht für die Parlamentswahl unter der Voraussetzung gegeben, daß sie den Bildungs- und Besitzzensus, an den das Wahlrecht allgemein gebunden ist, erreichen. Natürlich ist das nur verhältnismäßig selten der Fall, aber unter dem Einfluß des weit verbreiteten und eifrigen Unterrichts, den die Missionsschulen erteilen, ist die Zahl der farbigen Wähler an manchen Plätzen im Kapland doch nicht ganz gering, und sie kann unter Umständen als das Zünglein an der Wage für die Entscheidung zwischen den beiden großen Parteien unter den Weißen, den nationalen Afrikanern und den britischen Imperialisten, wichtig werden. Ebenso gut wie diese prinzipielle Zuerkennung des Wahlrechtes wurde es von den Afrikanern im Kapland und den Republiken, und zwar keineswegs nur von den kämpfenden Buren, als ein Verrat an der weißen Rasse, mindestens als ein großer politischer Fehler empfunden, daß die Engländer im Burenkrieg zuletzt zu dem Mittel griffen, farbige Hilfskräfte gegen den weißen Gegner zu bewaffnen: nicht nur, wie es immer hieß, als Wagentreiber und sonstiges nicht mitkämpfendes Hilfspersonal, sondern ganz zweifellos und nachgewiesenermaßen als Kombattanten. Diese englische Politik hat im Verein mit der Wirkung der Eingeborenen-

schulen eine immer noch wachsende Gärung unter den südafrikanischen Farbigen zuwege gebracht — eine Gärung, die sich nicht nur auf die ohne Stammeszugehörigkeit als soziale Unterschicht existierende Mischlingsmasse in der Kolonie beschränkt, sondern die von da aus auch schon in die Gebiete der geschlossenen Eingeborenenstämme an den Grenzen des weißen Ansiedlungsgebietes übergreift und dort ihre Propheten und Anhänger hat. Auch der Aufstand der Witboois in Deutsch-Südwestafrika ist durch einen Propheten dieser sogenannten äthiopischen Bewegung mit veranlaßt worden.

Die deutsche Kolonisation in Südwestafrika hat von Anfang an an dem Fehler gekrankt, daß man das Eingeborenenproblem nicht in seiner wahren Natur begriff. Zwar die ersten Bestrebungen, die zu der Erklärung der Schutzherrschaft des Reiches in Südwestafrika führten, Lüderitz, und seiner nächsten Nachfolger, dachten ursprünglich nur an Gewinn durch Bergbau und Handel. Dazu allein wäre es nicht nötig gewesen, eine Expropriation der Eingeborenen im größeren Umfange vorzunehmen. Sehr bald aber, schon in den ersten Jahren, als man das Land näher kennen lernte, wurde die Parole von der Siedlungskolonie, von der Hinlenkung der deutschen Auswanderer nach Südwestafrika, ausgegeben. Die das taten, ersparten sich aber aus allgemeiner Unklarheit des kolonialen Denkens die Antwort auf die Frage, wo denn die deutschen Ansiedlungen ihren Platz finden sollten. Der Umfang der herrenlosen Gebiete, die von vornherein zu Kronland erklärt wurden, war sehr gering; das übrige gehörte den Hereros und Hottentotten. Diese Stämme waren gut bewaffnet, und soweit sie es noch nicht waren, wurden sie es durch die falsche Politik der deut-

schen Verwaltung während der ersten Jahre des südwestafrikanischen Besitzes. Daß der deutsche Farmer und der Herero nicht wohl nebeneinander auf demselben Weidelande zu existieren imstande waren, hätte man eigentlich von Anfang an einsehen können. Soweit man aber überhaupt über die Sache nachdachte, glaubte man, die Entwicklung würde sich schon irgendwie von selbst vollziehen; die Eingeborenen würden irgendwie, langsam und friedlich, durch Verkauf oder ähnliche Weise ihr Land hergeben, sie würden gutwillig immer ärmer und besitzloser werden und ihr Gebiet schließlich wie das britische und burische Südwestafrika des weißen Mannes Land werden. Eine Vorstellung von der wirklichen Schwierigkeit und Gefahr der Lage hatte höchstens der damalige Gouverneur Leutwein, und er richtete seine Eingeborenenpolitik so gut er konnte auch danach ein. Ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen ließ den großen Brand des Eingeborenenaufstandes vom Norden bis zum Süden der Kolonie dann aber doch aufflammen, und nun mußte mit einem ungeheuren Aufwand von Mitteln das eingeholt werden, was von Anfang an hätte geschehen sollen, sobald man einmal Südwestafrika zur Siedlungskolonie erklärt hatte: die Entwaffnung der Eingeborenen. Jetzt ist sie im wesentlichen vollzogen. Jetzt steht das deutsche Ansiedlertum den Eingeborenen ungefähr so gegenüber, wie der Bur diesseits und jenseits des Oranje und des Vaal schon seit einer Reihe von Menschenaltern es tut: als der persönlich, kraft seiner Rasse, seiner materiellen und politischen Übermacht überlegene Herr. Vor dem Aufstande war das nicht so. Zwar sprach man viel von der Herrschaftsstellung der weißen Rasse und von ihrem Anspruch auf das ganze Land, aber wie mancher

Händler hat sich vor dem reichen Herero-Großmann als Weißer entwürdigt, um zu einem guten Handelsgeschäft zu gelangen! Es war eine zu billige Entrüstung, wenn die Weißen in Windhuk sich darüber aufhielten, daß der Gouverneur den alten Hendrik Witbooi an seinem Tische sitzen ließ. Gewiß, unseren notwendigen Begriffen von der gegenseitigen Stellung der weißen und der farbigen Rasse entsprach es nicht, aber dem tatsächlichen Machtverhältnis zwischen beiden in Südwestafrika entsprach es damals vor dem Aufstande nur zu sehr.

Der Weiße in den Kolonien und eine gewisse Gruppe von Verfechtern des Kolonialprinzips in der Heimat beanspruchen für die weiße Rasse draußen ein formelles und tatsächliches Recht auf die Arbeit der Eingeborenen. Man spricht von Arbeitszwang, der den Negern gegenüber geübt werden müsse, um die materielle Existenz der Kolonien vorwärtszubringen. Dieses Problem des Arbeitszwanges sieht in einer tropischen Handels- und Plantagenkolonie ganz anders aus, als in einem subtropischen Gebiet dauernder weißer Ansiedlung, wie Südafrika. In den Tropen und tropenähnlichen Ländern hat der Neger seinen Landbesitz und bebaut ihn, oder er läßt ihn in der Regel durch seine Weiber bebauen und lebt vom Ertrag ihrer Arbeit. Fast das ganze tropische Afrika ist ein Gebiet mit einheimischem Ackerbau in verschiedener Form, und die überwältigende Mehrzahl der afrikanischen Eingeborenen lebt von der Feldbestellung. In Südafrika war es anders; hier lebten die Eingeborenen von Viehzucht und Jagd. Es ist undenkbar, daß man den Negern in den Tropen alles bebaubare Land fortnimmt, um sie auf diese Weise zu zwingen, ihren Unterhalt durch Arbeit beim weißen Besitzer zu suchen. In Südafrika hat man

es getan; die große Weidesteppe zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und dem Sambesi gehört jetzt dem weißen Manne, und soweit sie ihm nicht gehört, ist er im Vordringen begriffen, um sie sich zu eigen zu machen. Damit ist das Problem des Arbeitszwanges für Südafrika gelöst: der Farbige muß beim Weißen arbeiten, wenn er Brot haben will. Im Einzelfalle kann der südafrikanische Farmer trotzdem an Arbeitermangel leiden. Da der Eingeborene nicht sein Leibeigener ist, sondern das Recht der Freizügigkeit hat, so kann er in die Städte gehen und dort in allerlei untergeordneten Berufen versuchen, sich seinen Unterhalt zu erwerben. Wo verheerende Kriege einen großen Menschenverlust herbeigeführt haben, wie jetzt in Südwestafrika, kann es Arbeitermangel aus diesem Grunde geben, solange bis die natürliche Vermehrung der übriggebliebenen Eingeborenen den Schaden wieder ausgeglichen hat. Ein Aussterben der Eingeborenen in Südafrika ist nicht zu befürchten. Die Bantuvölker, zu denen auch die Hereros gehören, sind überhaupt widerstandsfähig und schwinden auch dort, wo sie expropriert sind, nicht wie die nordamerikanischen Indianer und die Australneger vor dem weißen Manne dahin. Die Hottentotten sind als reine Rasse im Verschwinden begriffen, aber in Gestalt einer Mischlingsrasse bleibt auch dieses Element diesseits und jenseits der Kalahari dauernd erhalten. Das Mischprodukt zwischen Weißen und Hottentotten kann sich, wie die Erfahrung lehrt, zu einer neuen besonderen und konstanten Rasse ausbilden und erhalten. Nun kommt also der deutsche Einwanderer aus der Heimat auf den südafrikanischen Boden und sieht sich hier den neuen Verhältnissen, der neuen Natur und dem Zusammenleben mit den Eingeborenen gegenüber.

Gleich die erste Aufgabe, von der wirtschaftlichen Einrichtung abgesehen: sich mit den Eingeborenen auseinanderzusetzen, ist für den Kolonisten nicht leicht. Der Eingeborene kommt für ihn erstens als untergeordnete Rasse im ganzen, zweitens als persönlich abhängiger Arbeiter in Betracht. Bei älteren Kolonialvölkern ist das Verhältnis zu den Farbigen bereits viel mehr Gegenstand einer festen Tradition, die den neuen Ankömmling von Anfang an umfängt, und der er sich persönlich bald mehr oder weniger anpaßt. Im britischen und holländischen Ostindien, in Südafrika und den anderen alten Kolonialländern sind die Weißen und die Eingeborenen, mag es sich um Siedlungs- oder um bloße Handelskolonien handeln, schon seit alters her sozusagen aufeinander eingespielt. Es kommt vor, daß der einzelne vermöge seiner besonderen Charakteranlage trotzdem nicht hineinpaßt, aber im ganzen verstehen sich die Rassen wenigstens so weit, wie es für das gewöhnliche äußere Zusammenarbeiten erforderlich ist. Wo es nicht der Fall ist und eine dauernde Spannung besteht, pflegt es über kurz oder lang zu Katastrophen zu kommen, aber davon wird noch später zu handeln sein. Der deutsche Kolonist, der frisch in das überseeische Siedlungsland kommt, verfällt leicht in einen doppelten Fehler: er überschätzt oder er unterschätzt den Eingeborenen. Meist tut er erst das eine und dann das andere. Man sieht ebensooft eine unwürdige Intimität mit den Kaffern oder Hottentotten, wie rohe Behandlung und namentlich brutales Schimpfen. Der Eingeborene erhält irgend etwas gesagt und versteht es nicht. Darauf Wiederholung des Auftrags in erregtem Tone mit Schelten und ermunternden Püffen. Bei den paar Brocken Deutsch oder Kapholländisch, die der Schwarze versteht, ist

nun natürlich erst recht das Gegenteil von Begreifen der Fall. Vielleicht war sein früherer Herr ein Schwabe oder Bayer, an dessen Aussprache er sich allmählich gewöhnt hat, und der neue ist ein Ostpreuße. Natürlich glaubt er überhaupt nicht mehr dieselbe Sprache zu hören. Die Deutschen, als das jüngste Kolonialvolk, haben noch am wenigsten von der Erkenntnis an sich, daß der Eingeborene regelmäßig am allerverkehrtesten mit Heftigkeit und Aufgeregtheit behandelt wird. Man kann den Neger z. B. hart und streng, ja grausam behandeln, ohne im Einzelfalle damit viel Schaden anzurichten, denn jener ist das auch von seinen eigenen Häuptlingen und Großen gewöhnt gewesen; von vornherein verlorenes Spiel hat aber der Weiße, dem sein Eingeborener anmerkt, daß er sich aufregt und die Selbstbeherrschung verliert. In den Augen des Eingeborenen bedeutet das geradezu eine Selbstentwürdigung. Er macht sich heimlich über den Weißen lustig und vergleicht ihn im Gespräch mit seinesgleichen mit dem Pavian, der keift und schilt, wenn ihn etwas getroffen hat. Gelassenheit, Strenge und ununterbrochene Aufsicht, dabei aber Gerechtigkeit, Sorge für alle wirklichen Bedürfnisse, und hier und da eine kleine Belohnung für eine gute Leistung — das muß die Regel im Verkehr mit den eigenen Arbeitern sein. Als Grundton des Verhaltens muß aber die innere Überlegenheit der höheren über die niedere Rasse zu erkennen sein. Denselben Anspruch muß der Weiße auch dort zu verwirklichen wissen, wo er nicht einem persönlich von ihm abhängigen Schwarzen, sondern dem Eingeborenen im allgemeinen gegenübersteht. In Südwestafrika hört man manchmal das Verlangen äußern, daß jeder Eingeborene vor jedem Weißen ohne weiteres den Hut ziehen soll. Das ist unmöglich durchzuführen,

wenigstens nicht in den Städten. Mit solcher Äußerlichkeit ist auch gar nichts Entscheidendes getan. Wohl aber muß der Farbige wissen, daß er und seinesgleichen sich in Gegenwart weißer Leute jedes lärmenden und ungenierten Gebarens, jeder bewußten Hervorkehrung von Selbstgefühl irgend welcher Art zu enthalten haben.

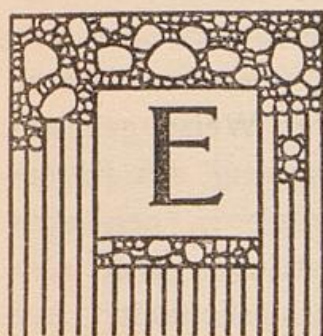
Besonders schwierig ist für den neuen Kolonisten die Heiratsfrage. Dazu, sich eine Frau gleich mitzubringen, reichen die Mittel in der Regel nicht. Er fängt also allein an zu wirtschaften, und die natürliche Folge ist, daß er sich irgend ein eingeborenes Weib nimmt. An dem Weib hängt aber dessen ganze Verwandtschaft. Das hat schon manchem angehenden Farmer mehr gekostet, als wenn er sich ein Mädchen aus seiner Bekanntschaft von Hause kommen lassen und sie im Lande geheiratet hätte. Außerdem lehrt es die immer wiederholte Erfahrung in allen solchen jungen Kolonialländern, in denen der weiße Mann aus Mangel an weißen Frauen sich mit den eingeborenen Weibern behelfen muß, daß nicht der höherstehende Teil den niederen zu sich heraufzieht, sondern umgekehrt. Man nennt das in Südafrika „verkaffern“. Der verkafferte Weiße ist ein stehender Typus nicht nur im deutschen, sondern auch im englischen Südafrika — dort allerdings den vorgeschrittenen allgemeinen Verhältnissen entsprechend, nur in dem Grenzgebiet. Am seltensten, ja man kann sagen fast nie, verkaffert der Bur, d. h. es kommt wohl vor, daß eine Familie von sogenannten Treckburen sich in ihrer Lebensweise, ihrem steten Nomadisieren, in Kleidung, Nahrung usw. schließlich nicht mehr allzusehr von dem vorgeschrittenen Bastard unterscheidet, aber es ist doch immer eine weiße Familie mit dem Selbstgefühl der weißen Rasse und mit der Mög-

lichkeit, für die Nachkommen bei größerer Wohlhabenheit stets wieder auch äußerlich eine höhere Stellung zu gewinnen. Am ehesten verkauft der Deutsche und der Irländer; fast ebenso der Engländer, viel weniger der Schotte. Gerade von Mischlingsfamilien mit schottischem Vater gibt es in Südafrika eine ganze Reihe von Beispielen, wo im Gegensatz zu der geltenden Regel das Familienleben nicht ganz oder halb auf eingeborene, sondern auf weiße Art geführt wird, und wo die Kinder nicht ohne Zucht und Ordnung als schmutzige Bastards, sondern nach Möglichkeit als Weiße aufwachsen und öfters auch von den weißen Nachbarfarmern als gleichberechtigt anerkannt werden. Der äußere Ausdruck für diese Verhältnisse ist dann immer der, daß gesetzliche Ehen zwischen beiden Parteien geschlossen werden können. In Südwestafrika ist es eine Zeitlang ziemlich häufig vorgekommen, daß ausgediente Unteroffiziere der Schutztruppe, die sich als Farmer ansiedeln wollten, um rasch zu einem Besitz an Land und Vieh zu kommen, Mädchen vom Stamme der Rehobother Bastards in aller Form heirateten. Ähnliche Verbindungen bestanden von früher her in erheblicher Anzahl auch in dem übrigen Teile des Landes. Unsere südafrikanische Kolonie steht jetzt vor der Frage, vor der anderthalb Jahrhunderte früher die holländischen Siedler und die mit ihnen zu einer Rasse verschmelzenden deutschen, französischen und sonstigen Zuwanderer am Kap standen: ob die Reinheit der Rasse aufrechterhalten werden soll oder nicht. Es hat den Anschein, als ob auch in unserer Kolonie die Entscheidung im guten Sinne fällt. Wenigstens ist diejenige Bewegung unter den deutschen Ansiedlern, die alle Abkömmlinge von solchen farbigen Verbindungen mit Bewußtsein und Absicht in die

Klasse der Farbigen zurückschieben will, im Wachsen. So hat man z. B. neuerdings in Windhuk die halb und dreiviertel weißen Kinder aus Schule und Kindergarten, wo sie zuerst geduldet waren, ausgeschlossen. Man verweigert Weißen, die dauernd in irgend einer Farm mit einer farbigen Frau zusammenleben, die Mitgliedschaft im Kriegerverein, Schützenverein und ähnlichen Verbindungen. Voraussichtlich werden sie über kurz oder lang auch für unfähig erklärt werden, als Beisitzer beim Gericht und in ähnlichen Ehrenämtern zu fungieren. Zweifellos bringt ein solcher Säuberungs- und Scheidungsprozeß im einzelnen Härten mit sich, aber es ist grundsätzlich richtig, daß einmal eine bestimmte Scheidungslinie gezogen wird, und daß es dann heißt: bis hierher weiß, jenseits farbige. Damit ist dann die Entscheidung über die Zugehörigkeit der Individuen und ihrer Nachkommenschaft für alle Zeiten getroffen. Wenn eine solche Scheidung zu irgend einem Zeitpunkt — und je früher desto besser — geschieht, dann kommt es auch nicht so genau darauf an, ob die Trennungslinie etwas weiter nach oben oder nach unten gezogen wird. Auch die Buren haben ja ohne großen Schaden für ihre Rasse einen gewissen Bruchteil Eingeborenenblut rezipiert. Worauf es ankommt, ist nur, daß der Grundsatz der Rassenscheidung überhaupt durchgeführt wird, und daß, wenn die Zahl und die Auswahl der als Weiße anerkannten Personen und Familien einmal feststeht, kein Herüber und Hinüber mehr möglich ist.

So sehen wir, wie sich der Typus des weißen Ansiedlers auf einem kolonialen Boden wie Südafrika, der die dauernde Seßhaftmachung erlaubt, unter dem Gesichtspunkt der Rassenfrage entwickelt. Es ist die Auseinandersetzung mit dem eingeborenen Element, das obwohl politisch, wirtschaftlich

und sozial dem Weißen unterworfen, diesen doch auf dem Wege der Blutmischung mit der Gefahr der Degeneration und des allmählichen Verlustes der rassenhaften Überlegenheit bedroht. Auf der anderen Seite wird, sobald erst der Rassengedanke bei den Weißen sich siegreich durchgesetzt hat, das Gefühl des Gegensatzes gegenüber den Farbigen und vor allen Dingen das Zusammenfallen der sozialen mit der Rassenscheidung ein schlechthin bestimmender Zug in dem sozialwirtschaftlichen und sozialpsychologischen Status eines solchen Koloniallandes.



INEN ganz verschiedenen Gang nimmt die Entwicklung dagegen in all den Gebieten, wo die Eingeborenen ganz oder annähernd vor den Weißen verschwunden sind. Das Festland von Australien besitzt z. B. in physikalischer Hinsicht eine große Ähnlichkeit gegenüber Südafrika, aber die australischen Eingeborenen sind fast ganz ausgestorben oder in das unzugängliche, wertlose Innere des Kontinents zurückgedrängt. Daher ist in Australien von den besonderen sozialen Folgeerscheinungen, die durch das Zusammenleben der Weißen mit einer eingeborenen Rasse auf demselben Wohngebiet entstehen, nichts zu spüren. Auch in Australien hätten die weißen Kolonisten die Eingeborenen vor allen Dingen gern als Arbeiter ausgenutzt. Es war aber unmöglich, weil die geregelte Arbeit, und wäre sie noch so einfacher Art gewesen, die Leistungsfähigkeit des australischen Eingeborenen schlechthin überstieg. Der Australier stand auf der tiefsten Stufe kultureller Entwicklung, auf der die ganze Arbeitsfähigkeit und Arbeitsleistung des Menschen sich darin erschöpft, im gegebenen Augenblick auf irgend eine

Weise das unmittelbar vorhandene Bedürfnis nach Nahrung, Schutz, Unterkunft usw. zu befriedigen. Hierfür war er sehr wohl imstande, eine bedeutende physische und intellektuelle Arbeitsleistung zu produzieren: lange Märsche, Herstellung tiefer und schwieriger Fallgruben für das Wild, ausdauernde und geschickte Anfertigung von Waffen, Überlistung der Jagdbeute oder des menschlichen Gegners auf die verschiedenartigste Weise. Da aber sowohl für den Ackerbau als auch für die Viehzucht jegliche Ansätze bei den australischen Eingeborenen vor Ankunft der Europäer fehlten, so war ihnen auch die Vorstellung und die Gewöhnung an jede solche Art von Tätigkeit fremd geblieben, die ihrer Natur nach in regelmäßiger und unaufschiebbarer Weise geleistet werden mußte, um ihren Zweck, die Sicherung des Unterhalts, zu erreichen. Die regelmäßige Arbeit in den vom weißen Mann eingeführten Wirtschaftsbetrieben war also dem australischen Eingeborenen eine Unmöglichkeit. Auf der andern Seite bildeten die großen Herden der weißen Farmer, die sich immer mehr in das Innere des Kontinents hinein vorschoben, ein unwiderstehliches Lockmittel für die Buschleute, sich einen Hammel oder ein Rind zu stehlen. Auf diese Weise entstand jener Zustand erbitterter Feindseligkeit bei den Weißen gegen die Eingeborenen, der schließlich, namentlich in früherer Zeit, als die Humanität und die Gesetze im australischen Busch noch wenig oder nichts vermochten und die Zahl der wilden Eingeborenen auch noch viel größer war als heute, dazu führte, daß die Eingeborenen von den weißen Farmern wie wilde Hunde oder anderes Raubzeug gejagt wurden. Der Farmer vertrat ganz kaltblütig den Standpunkt, daß der Buschneger um nichts besser, eher noch schädlicher sei, als die wilden Hunde, die Dingos,

und daß daher auch kein Grund vorhanden sei, ihn besser zu behandeln. Die hierdurch bedingte allmähliche Ausrottung der Eingeborenen brachte es im Verein mit den klimatischen Verhältnissen mit sich, daß sich in Australien die ganze Differenzierung der sozialen Schichten innerhalb der weißen Bevölkerung vollzog, und daß sie schließlich, mit Ausnahme etwa des Hervortretens der Geburtsaristokratie in den europäischen Ländern, in derselben Weise zustande kam, wie in den ursprünglichen Wohngebieten der weißen Rasse. Dasselbe geschah durch das Verschwinden der kulturunfähigen Eingeborenen in solchen ursprünglichen Kolonisationsgebieten, wie das heutige angelsächsische Amerika.



DER ZWEITE Hauptfaktor neben dem Eingeborenenproblem, der den neuen kolonialen Menschentypus bildet, ist die äußere unbelebte Natur. Es ist ein Unterschied für die Charakterentwicklung, der gar nicht hoch genug gewertet werden kann, wieviel Raum im wörtlichen Sinne, welches ein Stück von der Erdoberfläche, jedesmal zu einem Menschen gehört. In unseren großen Städten sind mit jedem einzelnen Individuum einige Dutzend oder bestenfalls einige Hundert Quadratmeter Raum zu denken. In Deutschland gehören im Durchschnitt auf jeden Quadratkilometer Fläche 120 Menschen; in anderen europäischen Ländern noch mehr. In Südafrika gehören zu einer Farm 10000 Hektar, das sind 100 Quadratkilometer für eine weiße Familie, und in Australien kommt wenigstens diese Seite des kolonialen Wesens, die den großen Siedlungsgebieten der Südkontinente durchweg gemeinsam ist, auch noch voll zur Geltung. Wenn die Söhne auf einer

43

Farm von Transvaal oder Neusüdwaales heranwachsen und nicht selbst irgendwo anderes Land erwerben, um darauf zu heiraten und zu wirtschaften, so stattet sie der Vater wohl auch mit einem Stück von seiner Farm aus und gibt ihnen Vieh, so daß auf dieser Landfläche noch einige Familien mehr existieren. Der richtige Bur aber sagt: wenn der Farmer es so hat, wie er es haben soll, dann darf er von seinem Hause aus keines Nachbarn Rauch sehen können! Das hat die Weite und die Freiheit der südafrikanischen Steppe aus den Abkömmlingen der eng beieinander auf einem kleinen, dicht besiedelten Gebiete wohnenden Niederländer gemacht.

Natürlich ist es ein großer Unterschied, ob jemand als erwachsener Mensch aus seiner Heimat auswandert und in derartige Verhältnisse kommt, oder ob er auf einem solchen Boden geboren wird. Schon die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Stämmen in der Heimat macht für die Entwicklung des Überseetypus in der ersten Generation der Auswanderer einen Unterschied aus. In den deutschen Kolonien kann man beobachten, daß der Süddeutsche im allgemeinen dem Norddeutschen überlegen ist, was die raschere Eingewöhnung in die fremden Verhältnisse, namentlich aber auch die Fähigkeit des richtigen Umgehens mit den Eingeborenen anbetrifft. Es hängt das vielleicht mit der größeren Neigung zusammen, die der Süd- und der Westdeutsche aufweisen, ihre heimatliche Scholle zu verlassen und in der Ferne unter fremden Verhältnissen sich als Kolonisatoren niederzulassen. Die Deutschen in Süd-Ungarn und in Siebenbürgen sind seinerzeit aus dem heutigen Süddeutschland ausgewandert, und selbst noch in den modernen Ansiedlungskolonien im Osten des preußischen Staates stammt ein verhältnismäßig sehr großer Prozentsatz

aus dem Westen und Süden des Reiches. Der norddeutsche Bauer dagegen, der Niedersachse, hat es mehr verstanden, von der Basis seines ursprünglichen Wohnsitzes aus in breiter Masse ostwärts vordringend die Slawenländer im Zusammenhang mit dem alten deutschen Gebiet zu germanisieren. Wenn man unter unseren Schutztruppen, Offizieren wie Mannschaften, und unter unseren Beamten draußen nach ihrer Herkunft fragt, so erhält man in allen Kolonien überraschend häufig die Antwort: aus Württemberg, aus Bayern, aus Baden, ja selbst aus dem Reichsland. Vielleicht würde man bei einer Herkunftsstatistik der Deutschen und deutschen Abkömmlinge in Nord- und Südamerika und in Australien auf ähnliche Ergebnisse stoßen. Auch die deutschen Kolonisten im östlichen und südlichen Rußland an der Wolga, ja selbst im Kaukasusgebiet, sind Süddeutsche von Herkunft.



DIE GROSSEN Ansiedlungskolonien der weißen Rasse auf der südlichen Halbkugel: das deutsche und das englische Südafrika, Australien, ja in seiner Weise auch Argentinien, obwohl es nicht mehr zu den Kolonien im eigentlichen Sinne zählt, sind demokratische Länder. Der Holländisch sprechende Südafrikaner nennt jeden Menschen „Du“, und es ist bezeichnend für seine Sinnesart, wenn der echte Bur sich in seiner Sprache der „oprechte“ Bur nennt. Was frei und aufrecht vor Gott und den Menschen dasteht, das ist für seine Auffassung das Echte. Die Demokratie der Buren hat auf der anderen Seite als Folgeerscheinung ihre Unfähigkeit zu militärischer Disziplin, ja selbst zu einer vernünftigen Strategie und Taktik gezeitigt. De Wet und die

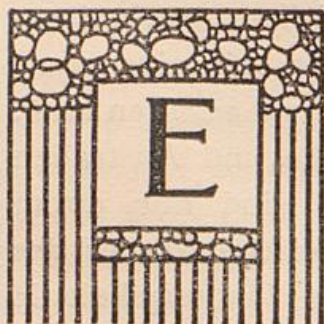
anderen energischen Führer haben gegen das Ende des Krieges schließlich etwas wie Disziplin in ihre Leute hineingebracht, aber sie haben auch zu dem alten Disziplinarmittel der Landsknechtzeit, der Körperstrafe, greifen müssen. Auch der Deutsche, von Natur der autoritätsbedürftigste und autoritätsfrömmste Mensch der Welt, hat sich in Südafrika zu einem „aufrechten“ Wesen entwickelt, mehr als es bei vielen der dortigen Ansiedler in ihrer Heimat je der Fall gewesen wäre. Die alten südwestafrikanischen Beamten und Offiziere kannten diese Art der Leute, die schon längere Zeit hindurch im Lande wohnten, ihre Farmen und Handelsgeschäfte besaßen. Als nach dem Ausbruch des großen Eingeborenenaufstandes von 1904 die neuen Truppen und die neuen hohen Offiziere ins Land kamen, gab es fortgesetzt Mißhelligkeiten zwischen ihnen und den alten Ansiedlern, weil den Herren die „oprechte“ Tonart dieser südafrikanischen Deutschen etwas ganz Ungewohntes war. Die jungen Assessoren, die für den Verwaltungs- oder Justizdienst in die Kolonie kommen, pflegen meist besonderen Wert auf ihre hohe kaiserliche Beamtenqualität als Richter, Bezirksamtman oder dgl. zu legen und diese Eigenschaft, namentlich im Anfang ihrer Dienstzeit, mit einem gewissen Nachdruck auch im Verkehr mit dem Publikum zu betonen. In den übrigen Kolonien bleibt es häufig bei dieser Art; in Südwestafrika meistens nicht. Die südafrikanische Natur erweist sich als ein starker Gleichmacher gegenüber allen früheren gesellschaftlichen und Standesunterschieden. Es ist das nicht so gemeint, als ob damit an die bekannte Tatsache erinnert würde, daß Südwestafrika, namentlich das englische Gebiet, eine Art Ablagerungsstätte für verkrachte aristokratische Existenzen aus Europa ist. Das ist aller-

dings auch der Fall. Als beim Beginn des Hereroaufstandes in Südwestafrika Mangel an Personal für die notwendigen Arbeiten beim Beladen und Entladen der Schiffe und Eisenbahnzüge, bei den Pferdetransporten, Proviantmagazinen usw. war, kamen sehr viel einst vornehme, in der Heimat gescheiterte Deutsche aus Kapland und Transvaal herüber, und man hätte in jedem Hafen oder Depotplatz unter den gewöhnlichen weißen Arbeitern im Tagelohn unschwer einen Grafen- und Freiherrnklub gründen können. Das ist es aber nicht, was ich meine. Diese Natur, ihre Weite und ihre Freiheit, die Forderungen, die sie an die Persönlichkeit und Tüchtigkeit des Ansiedlers stellt, der Lohn, den sie demjenigen verspricht und hält, der in seiner Wirtschaft in der weiten Gras- und Buschsteppe ihren Winken zu folgen versteht — die machen oft den gewöhnlichen Reiter und Unteroffizier von der Schutztruppe und den adligen Leutnant oder Hauptmann in dem Wunsche gleich, ihren Platz im Heer und in der Heimat mit einem dauernden Farmerleben in dieser Kolonie zu vertauschen. Im südafrikanischen Farmerstand aber gibt es dann keine großen Unterschiede mehr, außer denen des Besitzes und des wirtschaftlichen Voranschreitens, die beide nicht einmal so sehr von dem ursprünglich mitgebrachten Wirtschaftskapital wie von der besonderen Farmertüchtigkeit des Ansiedlers abhängen.

So kann es auch gar nicht ausbleiben, daß diese von selbstbewußten, aufrechten und wirtschaftlich voranschreitenden Menschen bewohnte Steppenkolonie sehr bald eine ganze oder teilweise Selbstverwaltung verlangen und erhalten muß. Alle englischen Siedlungskolonien in Afrika und Australien haben weitgehende Selbstverwaltung und sind nur durch dieses Mittel überhaupt willig, als überseeische Glieder des großen britischen Reiches zu gelten. Die Siedlungskolonie

hat als wesentliches unterscheidendes Merkmal gegenüber der tropischen Handelskolonie dieses, daß die weiße Bevölkerung in ihr bodenständig ist und sich von Generation zu Generation zahlenmäßig vermehrt, wohlhabender wird und fester einwurzelt. Daraus folgt, daß das Gewicht ihres Urteils und ihrer Wünsche gegenüber den fortgesetzt wechselnden Elementen der Verwaltung, die das Mutterland entsendet, mit der Zeit ein viel nachdrücklicheres werden muß, als in solchen Gebieten, wo nicht nur der Beamte, sondern auch der Kaufmann und wirtschaftliche Privatangestellte als einzelner nur eine vorübergehende Erscheinung ist, und wo auch der erwerbende Teil der weißen Bevölkerung im Lande selbst keine Wurzeln fassen kann. Noch sind wir in Südwestafrika naturgemäß nicht so weit wie die weiße Bevölkerung z. B. im Kapland oder in Neuseeland, aber die Zeit wird auch kommen und ihr Eintritt wird von uns nur mit Genugtuung begrüßt werden können, wo die kolonialen Beamten mindestens in der Bezirks- und Lokalverwaltung, wo die Richter und wo nicht nur ein großer Teil der militärischen Mannschaft, sondern auch des Offizierkorps aus den Landeseingesessenen selbst hervorgehen wird, und wo der Assessorenachschub aus der Heimat aufhören wird, ein ständiges notwendiges Übel zu sein.

Die Handelskolonie



IN UNGLEICH reicheres und farbigeres Bild, als in den großen Steppenkolonien der südlichen Kontinente, wo die Natur selbst eine Gleichförmigkeit der Wirtschaftsweise und mit ihr auch eine starke Annäherung des Charakters der Koloniatoren wie der Kolonisierungsweise er-

zeugt, treffen wir innerhalb der zweiten großen Hauptgruppe von kolonialem Besitz, die wir zu Anfang nach den besonderen und der ganzen Art gemeinsamen Merkmalen als Handelskolonie bezeichnet haben.

Keineswegs ist es an dem, wie man bei flüchtigem Hinsehen zunächst glauben könnte, daß Handelskolonien in diesem Sinne auf die tropischen und subtropischen Gebiete der Erde beschränkt sind. Sibirien ist jahrhundertlang für Rußland eine reine Handelskolonie gewesen und ist es zum Teil noch bis heute. Ebenso steht es mit dem größten Teil von Kanada, und zwar mit all den Gebieten dieses ungeheuren Landes, in denen aus klimatischen Gründen keine Ackerwirtschaft und damit keine zusammenhängende dauernde Besiedlung möglich ist. Selbst Grönland ist in gewissem Sinne für Dänemark eine Handelskolonie. Dagegen waren die Gebiete auf den Hochländern von Süd- und Mittelamerika, die vor der spanischen Eroberung die großen eingeborenen Staatswesen der Peruaner, Mexikaner und verwandter Stämme enthalten hatten, trotzdem sie nominell zum größten Teil innerhalb des Tropengürtels liegen, wie wir gesehen haben, richtige Siedlungskolonien, weil die Erhebung dieser mächtigen Plateaus über dem Meeresspiegel in klimatischer Beziehung fast durchweg die Voraussetzungen der gemäßigten Länder und ihrer Wirtschaftsweise schuf. In früherer Zeit konnte man nicht selten darüber zweifelhaft sein, ob nicht z. B. ein Pelzhandel von der Ausdehnung, wie er in den Ländern der Hudsonbay-Kompanie oder in Sibirien getrieben wurde, durch seinen Gewinn selbst die Erträge der reichsten Zuckerinseln und Gewürzhäfen übertraf. Zu Ende des 16. Jahrhunderts entdeckten die Holländer Spitzbergen, und während des 17. Jahrhunderts hatten sie dort in der Weise

ein Übergewicht über alle übrigen an der Fahrt im Polarmeer beteiligten Nationen, daß man von Spitzbergen zu jener Zeit fast als von einer holländischen Kolonie sprechen konnte. Es bestand dort sogar eine freilich nur im Sommer bewohnte holländische Niederlassung, die große Faktorei Smeerenberg. Der Grund für dieses Vordringen in den äußersten Norden war der außerordentlich reiche Ertrag der Walfischjagden in den spitzbergischen Gewässern. Niemals ist ein Land wieder in der Weise Stützpunkt für die Walfischjagd gewesen, wie damals Spitzbergen. Die Erträge des Walfischfangs waren für die Holländer eine Zeitlang so groß, daß sie sicher viel lieber eine von ihren tropischen Kolonien hingegeben hätten, als ihre Stellung in Spitzbergen.

Allmählich hat sich aber in der Bedeutung der sogenannten Handelskolonien für die Wirtschaft der kolonialen Völker und die Weltwirtschaft im allgemeinen ein immer deutlicherer Umschwung vollzogen. Was die Kolonien dieser Art in früherer Zeit und noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein waren, das drückt sich in der Bezeichnung gewisser Verbrauchsartikel des täglichen Lebens als Kolonialwaren aus. Man verstand und versteht darunter Kaffee und Tee, Kakao und Zucker, auch Gewürze, Tabak und dgl. Auch heute noch spielen diese Dinge im kolonialen Handel eine große Rolle, wenn auch viele von den Ländern, die sie einstmals als koloniale Produkte lieferten, schon lange keine Kolonien mehr, sondern selbständige Teilnehmer am Welthandel sind. Viel wichtiger aber ist die Bedeutung der Tropen und Subtropen in der Gegenwart als Produktionsgebiete für die Rohstoffe der Weltindustrie. Zum Teil sind es noch Stoffe, wie Erze, Metalle, Kohle u. dgl., die ebensogut anderswo gelagert sein können, wie in den Tropen, und von denen nur zufällig größere Anhäufungen

in bestimmten tropischen Gebieten vorhanden sind. Zum größeren Teil handelt es sich aber um pflanzliche Rohstoffe, die ihrer Natur nach nur in tropischen oder halbtropischen Gebieten erzeugt werden können: Baumwolle und eine große Menge sonstiger Faserpflanzen, Ölfrüchte zur Produktion von Öl für gewerbliche und andere Verbrauchszwecke, Kautschuk und verwandte Stoffe, Farbhölzer, Drogen. Von den Lieferanten all dieses Lebensbrotes für die Industrie der gesamten Erde ist ein Teil in selbständigen staatlichen Formen organisiert: namentlich in Amerika, wo Brasilien und die übrigen Republiken des romanischen Sprachgebiets jetzt die Stelle des früheren spanisch-portugiesischen Kolonialbesitzes einnehmen. Heute liegt eigentlich fast aller tropische Kolonialbesitz in Afrika und Asien: Britisch-, Niederländisch- und Französisch-Indien, die Philippinen; Britisch-, Französisch- und Deutsch-Afrika; der Kongostaat und die Besitzungen der kleinen europäischen Nationen. In Asien sind nur noch Siam, in Afrika die Negerrepublik Liberia und Abessinien Tropenländer mit einer formellen, wenn auch von Seiten ihrer stärkeren Nachbarn gleichfalls nicht ganz unbedrohten politischen Selbständigkeit.

Die Besitzer von Tropenkolonien, zu denen außer den Europäern und Nordamerikanern neuerdings ja auch die Japaner mit Formosa hinzutreten sind und vielleicht in nächster Zeit noch energischer hinzutreten werden, haben natürlich ein stärkeres Interesse daran, den Bezug von industriellen Rohstoffen aus ihren eigenen überseeischen Besitzungen zu entwickeln, als daran, die selbständigen Tropenstaaten durch die Pflege ihrer Produktion in diesen Dingen zu stärken. Da Amerika wegen seiner fast durchgehenden politischen Selbständigkeit nach dieser Richtung hin ausscheidet, die asiatischen Tropenländer im fremden Besitz

aber so dicht bevölkert sind, daß dort der Grund und Boden weitaus zum größten Teil für den Ackerbau zur Ernährung der Eingeborenen beansprucht wird und daher nicht viel Platz für andere Produktionen übrigbleibt, so ist Afrika der moderne koloniale Erdteil par excellence, und zwar gerade im Sinne der vorher erwähnten Produktion industrieller Rohstoffe. Die Einsicht in diese sich vorbereitende neue Wendung der Kolonialwirtschaft war es vor allen Dingen, welche einen der genialsten geschäftlichen Köpfe unseres Jahrhunderts, den König Leopold II. von Belgien, zur Gründung des Kongostaates veranlaßte, und im Anschluß daran England zur Okkupation gewaltiger Landflächen in Zentral-, Ost- und Südafrika und im Niger-Benuegebiet trieb. Frankreichs Gebietserwerbungen in Äquatorialafrika und im westlichen Sudan erfolgten ebenso wie diejenigen Deutschlands mehr aus dem instinktiven Gefühl heraus, daß es notwendig sei, bei dem einsetzenden Wettlauf um den afrikanischen Grund und Boden nicht zurückzubleiben. Die Franzosen waren außerdem noch beeinflusst durch das Bestreben, in Afrika eine materielle und moralische Reparation für ihren Verlust von 1870 zu erhalten.

Entsprechend der populären Vorstellung, die innerhalb unserer öffentlichen Meinung vom Kolonialwesen existierte, bemühte man sich bei uns in der ersten Zeit nach dem Erwerb der afrikanischen Gebiete, dort eine Kolonialwarenproduktion im gewöhnlichen Sinne des Worts in Gang zu bringen. Man pflanzte Kaffee, Kakao, Vanille u. dgl., und es ist während der ersten anderthalb Jahrzehnte unserer aktiven Kolonialwirtschaft im ganzen so viel Geld in Unternehmungen dieser Art, namentlich in Ostafrika und Kamerun, hineingesteckt worden, daß die Klage über eine allzu große Zurückhaltung des deutschen Kapitals gegenüber den Kolo-

nien schließlich kaum mehr berechtigt war. Bezeichnender Weise herrschte aber dabei eine weitgehende, die Verwunderung und den direkten Spott unserer Nachbarn in Afrika hervorrufende Verständnislosigkeit in bezug auf die eigentlichen Produktionsziele tropisch-afrikanischer Kolonien. Johnston, einer der hervorragendsten englischen Kolonialbeamten in Afrika, der zuerst die Verwaltung im Uganda-Protectorat einrichtete und danach Britisch-Zentralafrika am Njassasee übernahm, stellte schon vor beinahe zwanzig Jahren das Wirtschaftsziel für das binnenländische Afrika innerhalb der Wendekreise dahin auf, daß die europäischen Besitzer dieser Länder Menschen, Menschen und immer wieder Menschen und durch diese möglichst viel von jenen Massenrohstoffen für die europäische Industrie produzieren müßten. Als das vornehmste Mittel hierfür empfahl er die großen Aufschließungsbahnen von der Küste ins Innere, um die menschenarmen, verhältnismäßig unfruchtbaren und ungesunden, hunderte von Kilometern breiten Küstengebiete zu durchstoßen und mit den Mitteln des modernen Verkehrs auf die fruchtbaren und ohnehin besser bevölkerten Hochländer zu gelangen. Mit Recht erwartete er von der Einführung der europäischen Verwaltung, von der Unterdrückung der fortwährenden Kämpfe der Eingeborenen untereinander, von der Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse, so der zwangsweisen Schutzimpfung gegen die Blattern, eine starke und rasche Vermehrung der Volkszahl unter den Eingeborenen und dadurch eine entsprechende Verstärkung der Rohstoffproduktion, z. B. an Faserpflanzen und Ölfrüchten, die alsdann durch die Eisenbahn leicht und vorteilhaft zur Küste abtransportiert werden konnten. Diese Berechnung ist dann auch überall eingetroffen oder im

53

Eintritt begriffen, wo die großen Aufschließungsbahnen in Angriff genommen sind, sei es daß sie von Osten, von Süden oder von Westen her durch den Küstengürtel in die inneren Produktionsgebiete eindringen. Endlich in letzter Zeit hat sich auch Deutschland entschlossen, diesen einzigen Weg, der zu den wirklichen Schätzen Afrikas führt, zu betreten. In Ostafrika, in Togo und in Kamerun sind jetzt überall die Anfangsstrecken größerer Binnenlandbahnen im Bau, und mit vollem Bewußtsein sind wir noch in letzter Stunde mit in diejenige Phase der Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft eingetreten, daß wir uns bemühen, unsere Kolonien gleichfalls als speziell in den Kreis unserer nationalen Volkswirtschaft gehörige Produktionsgebiete für den Rohstoffbedarf unserer Industrie zu entwickeln. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß bei einer kräftigen Förderung des notwendigsten Hilfsmittels für eine solche Entwicklung, d. h. des Eisenbahnbaues, die deutsche Industrie in absehbarer Zukunft tatsächlich dahin gelangen kann, einen großen Teil ihres Bedarfs aus unserer eignen kolonialen Produktion zu decken. Auch ein subtropisches Ansiedlungsland wie Südwestafrika kann nach dieser Richtung hin durch seine Wollschafzucht wichtig werden.



NACH ZWEI Seiten hin gestalten sich nun die Lebensformen der Weißen in einer tropischen Handelskolonie anders, als in einem Ansiedlungsgebiet mit gemäßigttem Klima. Erstens ist es, wie wir sahen, dem Weißen in Kamerun oder am Kongo nicht möglich, länger als einige Jahre hintereinander ohne Auffrischung seines Blutes durch einen Zwischenaufenthalt im heimatlichen Klima zu existieren.

Auch ist es sehr schwierig, in den Tropen eine Familie zu gründen, und noch schwieriger, daß eine zweite weiße Generation dort heranwächst. In alten Tropenkolonien mit sehr vorgeschrittenen Kulturverhältnissen, wie es z. B. die holländischen und englischen Besitzungen in Indien sind, wo zugleich die Weißen im Durchschnitt ein sehr viel höheres Einkommen haben, als in unsern jungen Kolonien, ist es zum Teil möglich, durch einen sehr großen Aufwand an materiellen Mitteln, namentlich in bezug auf Wohnung und Bedienung, eine Art Treibhausexistenz für die weiße Familie zu verwirklichen. Es gilt aber doch als unmöglich, die Kinder in Indien zu erziehen. Mit dem siebenten oder achten Lebensjahre müssen sie nach Europa geschickt werden und können hernach erst, falls die Eltern dann immer noch in den Tropen leben, dorthin zurückkehren, sobald sie die kritischen Entwicklungsjahre hinter sich gebracht haben. Auch bei dieser zeitweisen Zurückverpflanzung der Kinder nach Europa gilt aber eine dritte weiße Generation, von sehr seltenen Ausnahmefällen abgesehen, in den Tropen unter keinen Umständen mehr als lebensfähig.

Kann so der Weiße in den Tropen für eine etwas längere Zeit im Grunde überhaupt nur als ein nach Einkommensverhältnissen und Lebensführung hocharistokratischer Typus existieren, so verschärft sich dies Gefühl sozialer Gehobenheit noch weit mehr durch das Verhältnis zu den eingeborenen Völkern.

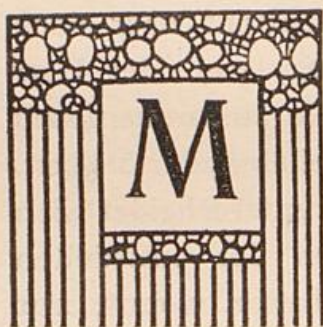
Bereits in Südafrika sahen wir, wie sich im Gegensatz zu Australien und Nordamerika mit dem Erhaltenbleiben der einheimischen Rassen auch das Moment des Rassengegengesatzes als starker sozialer Faktor einschob. Zwar ist auch hier die ursprüngliche gelbe Rasse des Kaplandes, die Hotten-

totten und die Buschleute, verschwunden. Zum Teil geschah es aus ähnlichen Gründen wie bei den sogenannten Australnegern, indem die zu den Weidehochflächen der Karroo hinaufdringenden weißen Ansiedler die Buschleute, die sich nicht zähmen ließen und den Herden gefährlicher wurden, als die Hyänen und Leoparden, einfach abschossen; zum Teil dadurch, daß jene bereits skizzierte Blutmischung zwischen Weißen und Hottentotten eintrat, durch die einerseits ein geringer Bestandteil von farbigem Blut in die weiße Rasse aufgenommen wurde, andererseits die entstehende Mischlingsklasse absichtlich auf der den Eingeborenen gebührenden sozialen Unterstufe festgehalten wurde. Immerhin aber gibt es in Südafrika, namentlich auf englischem Gebiet, infolge der starken Zuwanderung von weißen Arbeitern in die Minengebiete und infolge des Zuflusses sozial niedergeborener Existenzen fast aus allen europäischen Ländern auch unter den dortigen Weißen eine soziale Unterschicht, die man kurzweg als poor whites zu bezeichnen pflegt. Damit ist ein starker Unterschied von den Tropenkolonien gegeben. Abgesehen von der besonderen bergmännischen Arbeit in den Minen, findet man in Südafrika bei Gewerben wie z. B. Droschkenkutscher, Barbieri, Dockarbeiter, Hotelbedienung, weiße und farbige Elemente durcheinander. Es wird zwar im südafrikanischen Bewußtsein als eine Entwürdigung für die weiße Rasse angesehen, wenn in den Docks von Kapstadt Weiße und Farbige neben- und untereinander Säcke tragen, oder wenn in den größeren Städten der Malaie, der Hottentotten-Bastard und der Weiße miteinander um die Stelle als Wagenführer bei der Trambahn konkurrieren, aber die Not um die Existenz und zumal die gegenwärtige, schon seit der Beendigung des Burenkrieges

anhaltende geschäftliche Depression im englischen Südafrika nötigen auch den armen Weißen dazu, aus Not sich mit dem Farbigen in die Reihe zu stellen. Diese Zustände herrschen freilich nur in den Städten, und auch hier nur an den großen Handels- und Minenzentren. Auf dem Lande ist die soziale Scheidung im Prinzip sehr scharf, insofern als kein Konnubium zwischen den Rassen existiert und auch das Aufsteigen des Farbigen aus der Klasse des dienstbaren wenn auch bezahlten Arbeiters in die des grundbesitzenden Herrn, wenigstens in den Gebieten mit vorherrschender weißer Afrikanerbevölkerung, praktisch so gut wie ausgeschlossen ist. Auf der anderen Seite besteht aber doch auch wieder eine gewisse soziale Näherung, weil der Herr und seine Dienstleute auf derselben Scholle zusammenleben und oft mehrere Generationen hindurch bei einander bleiben. In Lebensgewohnheiten und Ansprüchen unterscheidet sich der arme Bur, der in den Grenzgebieten des besiedelten Landes weitab von allen Verkehrsgelegenheiten wohnt, nur wenig vom Bastard und überhaupt vom zivilisierten Farbigen, dessen Vorfahren schon nicht mehr Angehörige eines freien Stammes, sondern Dienstleute bei den Weißen waren. Das Land ist beider Rassen dauernde Heimat geworden, und beide Rassen, die ursprünglich einheimische wie die zugewanderte, haben dieselben inneren Beziehungen zu der Natur und zu den Wirtschaftsverhältnissen, wie sie in Südafrika zwischen Kap und Sambesi herrschend sind.

Viel schärfer noch als unter solchen Verhältnissen tritt dagegen das Problem der Rassenverschiedenheit und des Rassengegensatzes in den Tropenkolonien sowohl in seiner Rückwirkung auf die Lebensformen der Weißen als auch auf die der Eingeborenen zutage, und in den Tropen

erhebt sich daher erst recht akut die gerade während der letzten Zeit in Deutschland wiederholt diskutierte Frage, ob auf kolonialem Boden ein hartes und unter Umständen gewalttätiges, unseren europäischen Anschauungen widersprechendes Umgehen mit den Eingeborenen unvermeidlich ist, um die Autorität und die Herrschaft der Weißen aufrechtzuerhalten, d. h. mit anderen Worten die Frage, ob es eine besondere koloniale Moral für die tropischen Herrschafts- und Nutzungsgebiete der weißen Rasse, vor allen Dingen in Afrika, geben muß, oder nicht?



MAN HAT hier wohl zunächst zu unterscheiden zwischen der Eroberung oder erstmaligen Aufschließung eines Kolonialgebiets und seiner fortdauernden Verwaltung unter steter Zunahme des europäischen Einflusses auf die bisher barbarischen Verhältnisse der Eingeborenen. Auf keinen Fall ist die Tatsache zu leugnen, daß der afrikanische Neger als gegenwärtige Rasseigentümlichkeit einen besonderen, der weißen Rasse als solcher nicht eigenen Blutinstinkt besitzt. Für den Neger ist das schrankenlose, blutvergießende Schalten und Walten mit Menschenleben ein Ausfluß, fast möchte man sagen ein notwendiges Zubehör des Herrschertums, des Majestätsbegriffs. Die beiden wichtigsten Zweige der Negerrasse, die Sudan- und die Bantuneger, besitzen eine gewisse staatenbildende Kraft, und zwar hat sich diese auch abgesehen von dem politischen Eindringen des Arabertums und der Beimischung von arabischem Blut in den Sudanländern gezeigt. Das Reich des Muata Jamvo oder das sogenannte Lundareich, das sich bis in die neunziger Jahre

des vorigen Jahrhunderts auf portugiesischem und kongo-staatlichem Gebiet in der Quellregion der südlichen Kassai-zuflüsse über ein sehr bedeutendes Areal ausdehnte, die Sulu-reiche in Südafrika, wie das des Cetewayo auf britischem und des Gungunhama auf portugiesischem Gebiet, ferner Uganda am Viktoriasee, Aschanti und Dahome im Küsten-gebiet des Golfs von Guinea, aber auch die stark von den Arabern beeinflussten Negerstaaten im Tsadseegebiet und schließlich die negro-arabische Bewegung des Mahdi im öst-lichen, früher ägyptischen Sudan weisen in verschiedener Stärke, aber mit vollkommener Deutlichkeit dieses Blutver-gießen, die Massenabschlachtungen als Beweis der Majestät des Herrschertums, in geradezu schauderhafter Weise auf. Manchmal verknüpfen sich die Äußerungen dieses Blut-instinkts auf heidnischem wie auf nominell islamischem Gebiet mit religiösen Vorstellungen. Ein Beispiel dafür sind die Menschenopfer der früheren Könige von Dahome, bei denen im Laufe der Zeit eine ganz unglaubliche Menge von Männern und Weibern hingewürgt worden ist. Bezeichnend für diese Art von Blutdurst ist es auch, wenn z. B. Mtesa, der Herrscher von Uganda, den Stanley als erster Europäer besuchte, einmal, als er nachts von seinem Vater geträumt hatte, mehrere tausend Menschen vom Markt seiner Haupt-stadt durch seine Leibgarde kurzerhand niederhauen ließ. Er meinte, der Geist seines Vaters sei mit ihm unzufrieden und ihm darum im Traum erschienen; er würde wieder zu-frieden sein, wenn er ihm die Geister der Erschlagenen schicke. Nicht selten aber handelt es sich bei den Menschen-schlächtereien in den Negerreichen um nichts anderes, als um den blind wütenden Blutdurst. Vor allen Dingen sind Kriege zwischen den Negerfürsten und -stämmen mit einer

geradezu unbeschreiblichen Grausamkeit und unsagbaren Blutopfern geführt worden. Das feste, zum Teil kriegerisch despotische Gefüge, in dem einzelne dieser Völker, z. B. die Sulus, standen und zum Teil heute noch stehen, gab ihnen häufig eine starke Überlegenheit über ihre schlechter organisierten und schlechter bewaffneten Nachbarn, und in ähnlicher Weise waren die muhammedanisch beeinflussten Sudanstämme den reinen Heidenvölkern oft überlegen.

Ein Beispiel dafür, daß sich auch die Weißen als Herrscher über Negerstämme nicht nur während der eigentlichen Eroberungszeit, sondern auch im Sinne dauernder Verwaltungsmaßregeln diese Grausamkeit des Negers zu eigen machen können, um wirtschaftliche Ziele zu erreichen, bietet die lange Zeit hindurch im Kongostaat herrschend gewesene, wie versichert wird, auch heute noch nicht ganz abgeschaffte Praxis der belgischen Beamten und Offiziere bei der Erzwingung von Kautschuklieferungen durch die Eingeborenen. Auch in der benachbarten französischen Kolonie, dem Congo Français, nahmen die Zustände infolge der Aufteilung des Gebiets unter eine große Anzahl vom Staate mangelhaft beaufsichtigter Gesellschaften eine Zeitlang eine sehr unerfreuliche Wendung — wieder ein Beweis dafür, daß die Eingeborenen sich in denjenigen Kolonien, in denen private Erwerbsgesellschaften eine maßgebende Rolle spielen, in der Regel brutaler behandelt werden als unter einer regulären staatlichen Verwaltung. Auch im britischen und holländischen Indien war nach dieser Richtung hin ein Unterschied zwischen der Zeit der regierenden Handelskompanien und der Kronverwaltung zu spüren. Der Kongostaat ist ja auch nur der äußeren Form nach ein Staat oder eine Kolonie. In Wirklichkeit ist er nichts als die Organi-

sation des privatwirtschaftlichen Geschäftsgewinns des Königs der Belgier, samt einer Anzahl von Teilhabern am Geschäft, unter politischen Formen. Die Vorwürfe, die in dieser Beziehung gegen die Verwaltung des Königs Leopold erhoben werden müssen, sind bekannt. Wenn gegenwärtig öfters die Meinung begegnet, daß die sogenannten Kongogreuel sich in den letzten Jahren wesentlich gebessert hätten, so mag ein Teil davon richtig sein, insofern als die steten Anklagen in der europäischen Öffentlichkeit doch allmählich etwas genützt haben werden. Ebenso kann zugegeben werden, daß die Energie, mit der gerade von englischer Seite auf die Kongogreuel immer wieder zurückgekommen wird, zum Teil darin ihren Grund hat, daß die Schädigung der englischen Handelsinteressen durch das monopolistische Verfahren der Kongoregierung, die in Wirklichkeit alle Handelsfreiheit aufgehoben hat, besonders stark erscheint. Andererseits sind die Zustände im Kongostaat auch heute noch ein Hohn, nicht nur auf die vertraglich gewährleistete Handelsfreiheit, sondern auch auf die europäische Kultur. Ich habe zu Anfang dieses Jahres in Kamerun von zuverlässigen Weißen, die durch das benachbarte französische Gebiet aus dem Kongostaat kamen, es mit aller Bestimmtheit bestätigen hören, daß die alte Praxis des Händeabhackens, des Zusammenschießens und des Niederbrennens der Dörfer wegen ungenügender Kautschuktribute immer noch unter den Augen, ja selbst unter direkter Teilnahme weißer beamteter Personen geübt wird. Auch diese Art von Wirtschaftspolitik wird, soweit die beteiligten Seiten dies nicht überhaupt leugnen, mit einem gewissen Achselzucken als vorläufige sehr bedauerliche Notwendigkeit gegenüber der unüberwindlichen Trägheit und Böswilligkeit des Negers entschuldigt. Hier haben

61

wir die äußerste Ausartung kurzsichtiger und barbarischer Brutalität, zu der die weiße Rasse als kolonisierendes Element sich in neuerer Zeit in Afrika verstiegen hat.

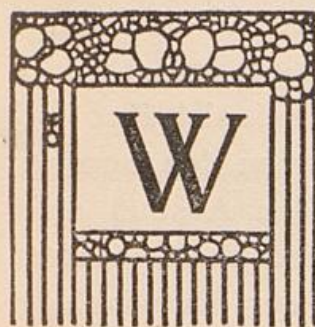
Etwas ganz anderes ist es aber um die Notwendigkeit eines energischen und, wenn es sein muß, selbst blutig durchgreifenden Auftretens gegenüber den Negern, wo es sich nicht um eine eingerichtete regelrechte Verwaltung, sondern um die erste Aufrichtung weißer kolonialer Autorität auf afrikanischem Boden handelt. Der Neger ist zunächst nicht fähig, Autorität, Macht, Stärke auf der einen, Blutvergießen und massenhafte Hinopferung von Menschen auf der anderen Seite getrennt voneinander zu denken. Man muß in dieser Beziehung auf das ganze Afrika, nicht auf gelegentliche Einzelerfahrungen kleiner, friedlicher Expeditionen, einzelner Missionare und Forschungsreisender, sehen. Gewiß ist es möglich, daß ein Mann wie Livingstone ein Leben unter den Sulustämmen Südafrikas und ihren Verwandten zubringen konnte, ohne zu gewaltsamen Mitteln greifen zu müssen, die ihm nach der ganzen Art seiner Ausrüstung auch gar nichts genützt und das Ziel seiner Absichten von vornherein vereitelt hätten. Auch das Beispiel der evangelischen Missionare in Südwestafrika, die von den Hereros beim Ausbruch des großen Aufstandes von 1904 geschont wurden, zeigt, daß der Neger unter Umständen wohl imstande ist, den Weißen, der in seine Gewalt gegeben ist, leben zu lassen wenn er die Erfahrung gemacht hat, daß dieser Weiße nichts in autoritativer Weise von ihm verlangt, sondern ihm im Gegenteil in Zeiten der Not stets zu nützen bemüht gewesen ist. Diesem Beispiel könnte man aber ebensogut eine Reihe gegenteiliger Erfahrungen an die Seite stellen, wo friedliche Missionare, Forscher und Reisende von

den Eingeborenen aus Mißtrauen, Habgier oder gewöhnlichem Blutdurst niedergemacht worden sind. Es beweist also nichts in der Frage nach dem allgemeinen Durchschnittscharakter des Negers. Es muß ein Unterschied zwischen den starken und selbstbewußten Völkern, zumal denen, die schon zu staatlicher Bildung vorgeschritten sind, und den schwachen und kleinen Stämmen, die sich von vornherein dem Weißen gegenüber als der unterlegene Teil fühlen, gemacht werden. Der weiße Kolonisor, der Afrika betritt, um ein Stück davon für seine Nation zu erwerben, oder um es, nachdem irgendwelche formelle oder materielle Rechtstitel für die Erwerbung auf der Landkarte geschaffen sind, zum ersten Male zu erschließen, muß dem Neger gegenüber autoritativ auftreten, das heißt, er muß in ihm den Eindruck erwecken, daß er, der weiße Mann mit seinen Leuten, der Stärkere, und daß für den Eingeborenen daher die Unterwerfung das Gebotene ist. Bisher hat noch keine kolonisierende Nation in Afrika von sich sagen können, daß es ihren Vertretern geglückt sei, bei den Eingeborenen diese Überzeugung lebendig zu machen, ohne daß sie erst durch Gewalt und Blutvergießen von der Überlegenheit des weißen Mannes hätten überführt zu werden brauchen. Wie sollte das auch möglich sein bei einer Rasse, die Autorität und Überlegenheit nie anders als zusammen mit Menschenmord und Blutvergießen kennen gelernt hat? Milde des Auftretens, Nachgiebigkeit, Geduld, faßt ein Naturmensch von der Art des afrikanischen Durchschnittsnegers mit Notwendigkeit als einen Ausfluß von Schwäche und Machtlosigkeit auf. Er ist erst durch nachhaltige Erfahrung davon zu überzeugen, daß bei dem weißen Mann Milde und Stärke vereint bei einander wohnen können. Wenn er diese Erfahrung gemacht

hat, so ist er für ihren Eindruck keineswegs unzugänglich. Gerade unsere tüchtigsten afrikanischen Offiziere und Verwaltungsmänner bestätigen in voller Übereinstimmung das, was ältere kolonisierende Nationen schon vor uns gewußt haben: daß ein nachdrückliches Strafgericht wegen vorgefallener Widersetzlichkeiten oder Angriffe oft die beste Grundlage für die Entwicklung eines guten Verhältnisses zwischen beiden Teilen gewesen ist. Die Eingeborenen waren belehrt und wußten fortan, daß es nicht gut war, die Stärke des Weißen über seiner geringen Zahl oder über seinem unblutigen und milden Verhalten zu verachten.

Hier liegt auch eine Hauptwurzel für die ständig in den afrikanischen Kolonien sich wiederholenden Aufstände der Eingeborenen. Auf der einen Seite erscheinen diese bedingt durch unzweckmäßige und aufreizende Maßnahmen der Verwaltung, durch Übergriffe mancher unter den Eingeborenen lebender Weißer, durch übertriebene Ausbeutung einzelner Stämme und dergleichen. Mindestens aber ebensosehr wie diese Ursachen reizt es den Neger zur Gewalttat gegen den Weißen, wenn er irgendwie den Eindruck hat, der stärkere Teil zu sein. Daß ihm der kolonisierende Weiße mit Forderungen materieller Art gegenübertritt, ist für ihn nichts Neues, denn seine früheren Herren von seiner eigenen Rasse haben ihn noch ganz anders ausgenutzt. Er hat ihnen gehorcht, solange er die Überzeugung hatte, daß jene die Stärkeren waren, und er hat sich mit der Waffe gegen sie erhoben, sobald er glaubte, daß sie schwächer seien. Geradeso steht er auch den materiellen Forderungen gegenüber, welche die weiße Herrschaft an ihn stellt. Sehr groß ist daher die Verantwortung der weißen Beamten und Offiziere, die mit geringer Macht auf weit entlegene und voneinander entfernte

Posten im Innern gestellt sind und dort die Aufgabe haben, ohne Gewalttätigkeit die Autorität der Verwaltung aufrechtzuhalten. Sie sollen für die ersten und vorläufigen wirtschaftlichen Notwendigkeiten, namentlich die Herstellung und Sicherheit der Wege und Märkte und die Verbesserung der wirtschaftlichen Produktion, bei den Eingeborenen sorgen. Es klingt hart, aber niemand, der afrikanische Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, wird es bestreiten, daß eine weiche und milde Persönlichkeit von den besten humanen Absichten unter Umständen leicht nichts als Unheil stiften kann, während eine straffe, ja harte Natur, die im übrigen vielleicht über ein viel geringeres Maß von Fähigkeiten verfügt, aber die Eigenschaft eines autoritativen Auftretens gegenüber dem Neger besitzt, sehr viel besser am Platze ist.



IR UND die übrigen in Afrika kolonisierenden Nationen, Engländer, Franzosen, Italiener, Portugiesen, von den geringfügigen, kaum in Verwaltung genommenen spanischen Enklaven auf dem afrikanischen Festlande abgesehen, und ebenso der Kongostaat, dessen Verwandlung in eine belgische Kolonie nur noch eine Frage der nächsten Zukunft ist, haben es in Afrika einesteils mit Gebieten zu tun, die bereits in eine mehr oder minder regelmäßige Verwaltung genommen sind, andernteils mit bloßen politischen und wirtschaftlichen Interessensphären, die noch nicht in Wirklichkeit erschlossen, sondern vorläufig nur auf der Karte gegeneinander abgegrenzt sind. Von einem zusammenhängenden Aufbau der sozialen Lebensformen in ihrer Bedingtheit durch die besonderen Verhältnisse der Kolonien

kann schon aus dem Grunde nur im ersteren Fall die Rede sein, weil sich die weiße Rasse allein in den weiterentwickelten Verwaltungsgebieten in einer größeren Zahl von Individuen vorfindet, deren Zusammenleben bestimmte gemeinsame Existenzformen und Merkmale hervorbringen kann. Trotzdem aber kann ihr Leben, wenn man es recht verstehen will, nicht anders betrachtet werden, als auf dem Hintergrunde jener tiefen und elementaren Verschiedenheit in den sozialen und autoritativen Instinkten der schwarzen und der weißen Rasse, die mit der Frage der moralischen Entwicklungsfähigkeit der Neger gegeben ist.

Innerhalb des Zusammenlebens der Weißen und der Eingeborenen in den Tropenkolonien erhebt sich dieses Problem als eine der wichtigsten, wenn nicht die allerwichtigste prinzipielle Frage. Vom naiv-philantropischen oder naiv-religiösen Standpunkt aus vernimmt man alsbald nach dieser Richtung hin die Antwort: alle Menschen sind Brüder; auch die Schwarzen sind unsere Brüder, und soweit sich ihre Vorstellungen und Handlungen bisher noch von den unsrigen unterscheiden, handelt es sich nicht um den Ausfluß einer fundamentalen moralischen Rassenverschiedenheit, sondern bloß um ein zurückgebliebenes Stadium der Entwicklung, das durch geeignete Erziehungsmaßnahmen in absehbarer Zeit auszugleichen sein wird. Diese Vorstellung aber ist vollkommen irrig. Es liegen verschiedene Experimente in der religiös-philantropischen Erziehung der Neger und in der weitgehenden Verwirklichung des Prinzips von der inneren und äußeren Gleichberechtigung der Rassen vor, aber ihre Ergebnisse sind im höchsten Grade abschreckend. In Haiti, wo die Neger sich während der Zeit der französischen Revolution von der Herrschaft der Weißen befreiten

und eine Republik mit nominell katholischem Christentum gründeten, hat sich, seitdem die Weißen aus dem Lande getrieben wurden, in immer verschärfterem Maße ein totaler Rückfall in die alte afrikanische Barbarei mit richtigem heidnischem Kultus, Fetisch- und Schlangendienst und dergleichen entwickelt, der in den Hauptorten nur mit etwas notdürftig haftendem europäischem Firnis überklebt ist. In Liberia, wo befreite Negersklaven unter dem moralischen Protektorat der Vereinigten Staaten von Amerika und unter dem starken Einfluß angelsächsischer missionarischer Kirchlichkeit angesiedelt wurden und gleichfalls eine republikanische Staatsform erhielten, hat sich eine ähnliche, nur nicht so blutige und gewaltsame, sondern mehr ins Possenhafte verzerrte Karikatur der staatlichen und sozialen Formen der weißen Rasse herausgebildet. Wirkliche Kolonien mit einer weitgehenden Gleichberechtigung der Schwarzen und der Weißen sind Sierra Leone und Lagos an der afrikanischen Westküste. In Freetown und in der Stadt Lagos sind die Weißen und die Neger, soweit diese letzteren über gewisse formale Bildungselemente und ein entsprechendes Einkommen verfügen, gesellschaftlich direkt gleichberechtigt. Der englische Gouverneur von Lagos erläßt zu seinen offiziellen Gesellschaften gleichmäßig Einladungen an die schwarzen und weißen Honoratioren der Stadt. In beiden Kolonien gibt es schwarze Verwaltungsbeamte in höheren Stellen. Einem deutschen Gouverneur ist es auf einem Ball im englischen Gouvernementshaus in Lagos passiert, daß die anwesenden schwarzen Damen, die natürlich gleich ihren weißen Schwestern in moderner tiefausgeschnittener Toilette erschienen waren, eine nach der andern sich weigerten, mit ihm zu tanzen. Auf seine Erkundigung nach dem Grunde

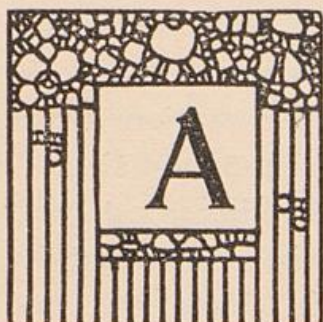
dieses Verhaltens wurde er gefragt, ob er denn vorher den Damen, von denen er annehmen konnte, daß er sie in der Gesellschaft treffen würde, seinen Besuch gemacht habe? Nein, das allerdings nicht! Ja, wie können Sie sich dann wundern, daß die Damen keinen Tanz für Sie übrig haben?

Fragt man nun aber vorurteilsfreie und billigdenkende Engländer aus diesen Kolonien nach ihrer Meinung über jene sozial gehobene Klasse von Schwarzen, oder ist man in der Lage, selbst Erfahrungen mit ihnen zu sammeln, so lautet das Urteil mit einer erdrückenden Einstimmigkeit dahin, daß das Experiment der Gleichberechtigung zwischen Schwarzen und Weißen nach seiner moralischen wie nach seiner praktischen Seite hin vollkommen mißglückt ist. Jedermann in Freetown weiß, daß nur die Kanonen der englischen Festung auf dem Berge die Schwarzen mit und ohne Hemd und Lackstiefel davon abhalten, ihrer Überhebung und ihrem Haß gegen die weiße Rasse in Blut und Mord die Zügel schießen zu lassen, und jedermann bezeugt, daß die farbigen Gentlemen an intellektueller Spitzfindigkeit und Gerissenheit es mit den unbedenklichsten weißen Elementen aufnehmen können, daß es aber unmöglich ist, auch nur in bescheidenstem Umfange an ihre moralische Widerstandskraft gegenüber dem Eigennutz, der Sinnlichkeit oder anderen korrumpierenden Einflüssen zu appellieren. Es fehlt ihnen samt und sonders die Grundvoraussetzung unseres sittlichen Empfindens und Handelns: der Imperativ der Pflicht und der persönlichen Überzeugung und die Bändigung der Instinkte durch die Kraft des moralischen Intellektes. Mit andern Worten: der vorgeschrittene, namentlich durch den jahrhundertelangen Verkehr mit den Weißen gewitzte Neger an der afrikanischen Westküste besitzt eine bedeu-

tende Intelligenz und ein starkes Nachahmungstalent, aber nicht die Fähigkeit des Erzogenwerdens zur sittlichen Selbstständigkeit. Auch bei ihm sind es dieselben Motive, die sein Tun und Lassen bestimmen, wie bei seinen vollkommen barbarischen Rassegenossen im Innern: die materielle Begierde, die Furcht vor der überlegenen Macht, die Brutalität oder Anmaßung gegenüber aller wirklichen oder vermeintlichen Schwäche und Gutmütigkeit, also die Übermacht des niederen Trieblebens, das auch die vorhandene Intelligenz in seine Dienste zieht, über die Idee der sittlichen Verantwortlichkeit. An dieser Erfahrung darf es uns nicht irre machen, wenn uns immer wieder Einzelfälle von angeblich sittlich hochstehenden Negern vorgeführt werden. Auch wo Fälle einer solchen Entwicklung direkt der reinen Negerrasse auf afrikanischem Boden entstammen sollten, besitzen sie ebensowenig eine generelle Beweiskraft für die ganze Rasse, wie unsere singulären Genies und prophetischen Persönlichkeiten auf dem Gebiet der Religion, des moralischen oder künstlerischen Empfindens, als ein Beweis für die durchschnittliche Entwicklungsfähigkeit der weißen Rasse verwertet werden können. Dazu aber kommt die den meisten nicht bekannte Tatsache, daß die angeblichen Beispiele für die prinzipielle sittliche Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Negerrasse, die größtenteils der Zahl der gebildeten nordamerikanischen Farbigen entnommen werden, nichts weniger als rassenreine Neger, sondern samt und sonders Mischlinge zwischen der schwarzen und weißen Rasse sind. Natürlich kommt es bei solchen nicht selten vor, daß die geistigen Eigenschaften der höherstehenden Rasse sich bei ihnen in einer Weise zur Geltung bringen, daß jemand, der ihre wahre Herkunft nicht kennt, zu falschen Schlußfolgerungen gelangen muß.

Daß also der afrikanische Neger einen minderwertigen Rassentypus gegenüber dem unsrigen repräsentiert, sollte nicht ernsthaft bestritten werden. Nun gibt es Leute, die gleich mit der Schlußfolgerung bei der Hand sind: also ist er zur Dienstbarkeit dem Weißen gegenüber bestimmt, und der rücksichtslose Arbeitszwang für alle Schwarzen ist die einzig richtige Wirtschafts- und soziale Politik in den afrikanischen Kolonien. Dieser Standpunkt ist falsch — falsch einmal wegen seiner Brutalität, und das andere Mal wegen seiner wirtschaftlichen Kurzsichtigkeit. Auf der andern Seite aber muß auch der Philantrop und Moralist zugeben, daß die Erziehung der afrikanischen Rasse zu einem höheren Stande der Entwicklung, die in gewissen Grenzen erfahrungsgemäß sehr wohl möglich ist und wahrscheinlich innerhalb längerer Zeiträume und mit besseren Mitteln zu günstigeren Ergebnissen wird gelangen können, zunächst gleichbedeutend ist mit einer Erziehung der Schwarzen zur Arbeit. Anders als durch die Arbeit ist auch für die weiße Rasse nicht der Weg zur Höhe gegangen, wenn auch ihre ursprünglichen Anlagen sicher bessere waren, als die der Neger. Jede Arbeit erzieht und bessert, die den Arbeiter seines Lohnes wert hält: nicht nur des Fron- und Sklavenlohnes, der keinen weiteren Zweck hat, als den Sklaven so gut wie Pferd und Ochsen bei seiner physischen Arbeitsfähigkeit zu erhalten, sondern auch eines wirklichen Anteils am Ertrag der Arbeit, der sich in Verbesserung der Lebenshaltung, Vermehrung der Gelegenheit zu Bildung und Kulturfortschritt, Verselbständigung der Persönlichkeit umsetzt. Ohne Zwang aber, mag dieser nun so oder so organisiert sein, arbeitet der Neger nicht. Sein Standpunkt der Arbeit gegenüber kommt in klassischer Reinheit bei denjenigen Stämmen zum Ausdruck, bei denen die

Arbeit für den Mann im wesentlichen aufhört, sobald er genug verdient hat, um ein Weib kaufen zu können. Unter diesem Gesichtspunkt sehen z. B. die schwarzen Arbeiter in den Goldminen von Johannesburg ihren Arbeitsvertrag an. Sie kommen von weither, aus den Sululändern, aus der portugiesischen Kolonie Mozambique, aus Rhodesien und selbst aus den Njassaländern. Wenn ihr Kontrakt abgelaufen und der Lohn ihnen ausgezahlt ist, dann können sie sich zu Hause ein Weib kaufen, und dann ist das wichtigste der Probleme dieser Welt, das Ernährungsproblem, einstweilen für sie gelöst.



ALL UNSERE Kolonialwirtschaft in Afrika geschieht zu dem Zweck, daß die weiße Nation, der die Kolonie gehört, sich bereichert. Da der weiße Mann in den Tropen normalerweise nicht leben und sich fortpflanzen kann, da er nicht imstande ist, wie in den gemäßigten Kolonialländern, das oberste aller Produktionsmittel, das Land mit dem, was es hervorbringt, in seinen unmittelbaren Besitz zu nehmen und die ganze Masse der Eingeborenen zu seinen Arbeitern zu machen, so ist er auf einen andern Weg angewiesen, um sich die Arbeit der Eingeborenen dienstbar zu machen. Man nennt dies moderne System der Entwicklung der Eingeborenenarbeit in den Tropenkolonien, hauptsächlich zum Zweck jener vermehrten Rohstoffproduktion für die heimische Industrie, jetzt Eingeborenenkultur oder Volkskultur. Die Verbindung von Bodennutzung und Eingeborenenennutzung, die das Wesen aller ökonomischen und sozialen Entwicklung in den Kolonien mit erhaltengebliebener Eingeborenen-

bevölkerung ausmacht, erfolgt hier in der Weise, daß zunächst die modernen Verkehrsmittel ins Innere hinein geschaffen werden und daß dann den Eingeborenen in geeigneter Weise der eigene Vorteil begreiflich gemacht wird, den sie von einer Vermehrung ihrer Produktion an Erdnüssen, Baumwolle, Palmöl oder Palmfrüchten, Kola, ja selbst Kakao- oder Kaffeepflanzungen einfacherer Art, haben können. Das wichtigste Erziehungsmittel für die Volkskultur der Eingeborenen ist bereits mit der Herstellung der modernen Verkehrswege gegeben. Mit Eisenbahnen und Dampfern gelangt die europäische Ware ins Innere. Zwar ist der weiße Kaufmann und Händler oft nicht imstande, selbst bis zu den letzten Verästelungen des Absatzes bei den Schwarzen vorzudringen, weil die Unkosten des Vertriebs durch Weiße in den Tropen so groß sind, daß eine Handelsstation schon einen ziemlich bedeutenden Umsatz haben muß, um sie aufzubringen. Aber wo der Weiße nicht mehr hinkommt, weil der Umsatz des Einzelgeschäfts zu klein wird, da nimmt der schwarze Händler in seinem Auftrag die Ware auf und bringt sie weiter bis in die letzten Urwalddörfer und Steppensiedlungen. Je weiter die Eisenbahnschienen vordringen, desto billiger kommt die europäische Ware bis in die fernsten Hinterlandsgebiete, und der Handelsgeist der innerafrikanischen Kaufmannsvölker, vor allen Dingen der Haussas, besorgt die Infiltration auch der letztmöglichen Absatzmärkte. Ist einmal das Bedürfnis der Eingeborenen nach europäischen Artikeln geweckt, so setzt es sich auch in steigendem Maße in Arbeit um, zumal unter dem Druck des sofort eintretenden Kreditsystems. So unerfreulich die Erscheinungen dieses Systems im einzelnen auch sein können und so gefährlich sich seine Folgen bei mangelnder Beauf-

sichtigung durch die Verwaltungsbehörden in politischer Hinsicht oft entwickeln, so muß man es doch nach Lage der Dinge als ein unvermeidliches Hilfsmittel für die Aufschließung der afrikanischen Kolonialländer akzeptieren. Der Eingeborene im Innern, in der Wildnis, hat häufig den Gegenwert für die ihm angebotene Ware nicht sofort verfügbar; er ist aber in seiner Nähe vorhanden. Es gibt Elefanten im Lande, es gibt Kautschuk im Urwald, es gibt Erdharz im Boden, und wenn der Wilde angeleitet wird, die Kautschukbäume anzuzapfen, wenn er die Waffen erhält, um die Elefanten zu erlegen, so ist er nach einiger Zeit sehr wohl imstande, die auf Kredit empfangene Ware zu bezahlen. Oder der Händler kommt in einen Ölpalmen- oder Erdnußdistrikt, aber es ist nicht die Zeit der Reife der Früchte. Er gibt also Kredit bis zur Ernte. Die Möglichkeit, die begehrten Waren ohne sofortige Bezahlung zu erhalten, bewegt den Eingeborenen dazu, soviel davon zu entnehmen, wie ihm der Händler nur gibt. Der Händler seinerseits schätzt ab, wie weit er unter Berücksichtigung aller Verhältnisse mit seinem Kredit wird gehen können, ohne Schaden zu erleiden. Ursprünglich waren es nur eingeborene selbständige Händler und Agenten der europäischen Firmen an den Küsten, die in dieser Weise als sogenannte Trader zu den Stämmen ins Innere gingen. In neuester Zeit aber hat sich auch die Zahl der Weißen vermehrt, die, entweder verlockt durch die hohe Provision, welche die Kautschukfirmen ihren Angestellten für die Lieferung dieser begehrten Ware zahlen, oder auf eigene Faust, ein mühseliges, ärmliches und primitives Leben im Busch mit all seinen gesundheitlichen Gefahren für einige Jahre auf sich nehmen, um während dieser Zeit so viel Gewinn

einzuheimsen, daß sie selbständig einen größeren Geschäftsbetrieb mit eignen weißen und farbigen Agenten beginnen können.

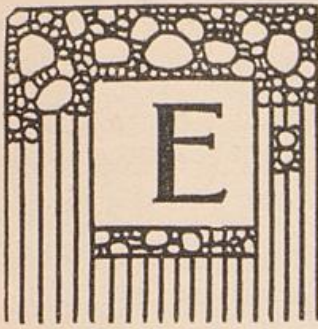
Die Nötigung zur verstärkten Arbeitsleistung setzt nun für den Neger ein, sobald die Verpflichtung zur Bezahlung seiner Schuld heranrückt. Der Kreditgeber drückt auf ihn, daß er den ausgemachten Preis entrichten soll. Freilich geschieht es gelegentlich, daß dieser Druck, namentlich wo er sich unbeaufsichtigt von den Behörden vollzieht, so schroffe Formen annimmt, daß die Eingeborenen zum bewaffneten Widerstand gereizt werden. Damit ist dann die Aufstands- oder Kriegsgefahr da, und es ist Sache einer verständigen Kolonialregierung, auf der einen Seite das Kreditgeschäft, durch das die Arbeitskraft des Eingeborenen in der wünschenswerten Weise entwickelt und die Produktion der Kolonie verbessert wird, nicht zu unterbinden, auf der andern Seite aber dafür zu sorgen, daß die Leute vor Vergewaltigung geschützt werden. Diese weißen Händler in den afrikanischen Tropenkolonien, die recht eigentlich die wirtschaftlichen Pioniere der weißen Rasse in denjenigen Gebieten bilden, die von der regulären Verwaltung und dem regulären Handel mit ihren festen Stationen und Warenlagern noch nicht erreicht sind, bilden eine spezifisch moderne soziale Erscheinung im ganzen tropischen Afrika. Im französischen, im englischen Nigergebiet, in Kamerun, am Kongo, ja in Angola und bis in das obere Nilgebiet hinein trifft man sie teils als selbständige Unternehmer, teils als Angestellte größerer Firmen. Viele von ihnen gehen am Klima, an der Dürftigkeit ihrer Lebensweise, die keine Rücksichten auf Gesundheit und Körperpflege, sondern nur den Wunsch nach raschem Gewinn kennt, und an den Folgen ihrer Aus-

schweifungen zugrunde. Viele versuchen es eine Zeitlang und geben die Sache dann auf, weil es ihnen an der Ausdauer und Entbehrungsfähigkeit für diese Lebensweise fehlt. Einigen glückt es, und diese wenigen bilden dann immer wieder die Anreizung für die neuen Kräfte, die durch irgendwelche Zufälligkeiten, durch einen ursprünglichen Anstellungsvertrag mit einer Küstenfirma oder durch eigene Abenteuerlust, an irgend einen Punkt des weiten Gestades zwischen dem Senegal und dem Kunene geworfen worden sind. Für die Gewöhnung der unentwickelten Masse der Eingeborenen an regelmäßige produktive Arbeit und damit für die allmähliche Herbeiführung einer fundamentalen Umwandlung in den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen der afrikanischen Tropen ist das Vordringen dieses Händlertums mit seinem Kreditsystem ein Faktor von ganz entscheidender Wichtigkeit.

Ein anderer Weg, auf dem sich die Durchsetzung der ursprünglich von aller europäischen Zivilisation unberührten Eingeborenen mit unseren Kulturerzeugnissen und damit die Steigerung ihrer eigenen wirtschaftlichen Produktionskraft vollzieht, ist der Wunsch der großen Häuptlinge nach näherer Berührung mit dieser Kultur und nach dem Besitz ihrer Güter. Der große Häuptling begehrt Kleidung, Schmuck, Genußartikel, Geld, ein europäisches Haus, europäische Möbel usw., und weil er das alles haben will und die Macht über seine Untertanen hat, so läßt er sie für sich arbeiten. Er schickt sie in den Wald und läßt sie Kautschuk schneiden, er läßt sie den Urwald niederhauen und Baumwolle pflanzen, er legt neue Dörfer im unbewohnten Ölpalmenwald an, damit seine Leute ihm das Palmöl gewinnen, das der weiße Mann für seine Waren haben will, und auf diese Weise

vollzieht sich wieder ein Stück von der Umwandlung der bisherigen Daseinsform des Negers, in der er nur so viel produzierte, wie er für seinen unmittelbaren Lebensunterhalt brauchte, in die Mitbetätigung an der Erzeugung von Gütern für die allgemeine Weltwirtschaft und den Welthandel.

Diese ganze lange Kette von Voraussetzungen muß man sich vor Augen halten, wenn man die soziale und die psychologische Struktur des Lebens der Weißen in afrikanischen Tropenkolonien verstehen will. Ungeheure Gebiete von der größten und steigerungsfähigsten Produktionsmöglichkeit liegen vor ihnen, und der Gedanke an die Entwicklung des Handels, des Absatzes der eigenen Ware und des Einkaufs der kolonialen Produkte, beherrscht in nahezu ausschließlicher Weise das Geschäftsleben einer solchen Kolonie. Aber nicht, was schon da ist, sondern was erst werden kann und noch geschaffen werden muß, nimmt den größeren Teil des Gesichtskreises ein. Die Indolenz und Minderwertigkeit der Rasse, deren wirtschaftliche Erweckung doch die unumgängliche Vorbedingung für die so heiß ersehnte Produktionssteigerung ist, die Feindseligkeit des Klimas, die Erkenntnis, daß es jeder einzelne nur ein paar Jahre, wenn es hoch kommt vielleicht ein Jahrzehnt, in den Tropen aushalten wird, und daß es bis dahin gilt, den eigenen Anteil am Gewinne einzuheimen, dazu das Bewußtsein, daß in jedem Augenblick der Tod durch eine der tropischen Klimakrankheiten, Schwarzwasser, Dysenterie und wie sie alle heißen mögen, den einzelnen treffen kann — das alles erzeugt zusammen jene besondere Atmosphäre tropisch-kolonialen Lebensgeistes, in der man eine Weile existiert haben muß, um sie zu kennen.



ES IST in vieler Beziehung ein vollkommener psychologischer Gegensatz, der zwischen dem Weißen in der südafrikanischen Steppe und dem Weißen in der Tropenkolonie besteht. Die Weiträumigkeit der Steppe, das feste Besitzverhältnis zum Lande, das Bewußtsein, hier die Heimat für Kinder und Kindeskindern gewonnen zu haben, dazu der belebende und erhebende Einfluß, der von der Natur ausgeht, die sichere Herrschaft über das schwarze Dienstvolk auf der Farm — das alles gibt dem südafrikanischen Weißen jenen festen und ruhigen, breit mit seinem ganzen Wesen auf dem Besitz und der persönlichen Eigenart ruhenden Charakter. Er ist der Herr des Landes, und er weiß, daß er bleibt, daher ist auch sein Selbstbewußtsein gegenüber dem Beamtentum, das kommt und geht, ein um so größeres. Der Weiße in den tropischen Kolonien aber ist immer mehr oder weniger auf einem Posten im feindlichen Lande. Wenn er nicht Beamter ist oder Missionar, so dient seine Arbeit stets irgendwie der Entwicklung des Handels. Er kann selbständiger Kaufmann oder kaufmännischer Angestellter, Pflanzer auf eigene Rechnung oder Pflanzungsbeamter sein: das, worauf er direkt oder indirekt, bewußt oder unbewußt, hinarbeitet, ist immer nur die Erzeugung von Landesprodukten und der Handel mit solchen. An den wichtigen Küstenplätzen und an den Endpunkten der in das Binnenland vorgetriebenen Aufschließungsbahnen: Dakar, Freetown, Monrovia, Akra, Lome, Lagos, Duala, Boma, Loanda, sitzen die europäischen Häuser. Der Chef und eine Anzahl von Hilfskräften für den Transportverkehr mit Europa und für das Platzgeschäft, die Angestellten der Reedereien und hier und da noch eine selb-

ständige kleinere Existenz bilden die europäische Zivilbevölkerung. Mehr als einige hundert Weiße sind auch an den großen Küstenorten selten vorhanden. Die Verpflichtungszeit bilden meist drei Jahre, bei den Regierungsbeamten noch weniger. Jedes dieser Küstenhäuser ist aber nur die Kopfstation für ein weitverzweigtes Netz von Faktoreien, Agenturen und Subagenturen im Innern. Gleichwie im Blutkreislauf des menschlichen Körpers das Herz die ganze vorhandene Blutmenge durch ein immer weiter sich verästelndes Netz von großen und kleinen Adern bis in die äußersten Organe des Körpers treibt und der rückkehrende Blutstrom aus den letzten und feinsten Verzweigungen sich wieder in einen großen, zum Herzen führenden Hauptstrang sammelt, so auch hier. Jede Firma ist bemüht, von ihrer Zentralstelle an der Küste aus ein immer tiefer greifendes Gebiet im Innern durch den sich stets feiner verästelnden Modus des Vertriebs mit ihren Einfuhrartikeln zu versorgen und die begehrten Produkte des Innern als Gegenwert dafür zusammenzubringen: erst durch die kleinen weißen und farbigen Händler und Agenten an den äußersten Innenstationen, dann durch die Agenturen zweiten und dritten Ranges an den wichtigeren Karawanenwegen des Innern, die schließlich den geeinigten Strom der Mutterfaktorei des ganzen Systems an der Küste zuführen. Die besorgt dann die Verschiffung nach Europa. Auf der Durchbildung dieses Systems der Hinausdrückung der europäischen Waren zu den eingeborenen Konsumenten im Innern und der Zurücksaugung der Landesprodukte aus dem Innern in das Haupthaus an der Küste beruht im wesentlichen das Wirtschaftsleben aller jüngeren Tropenkolonien in Ländern mit verhältnismäßig starker eingeborener Bevölkerung. Noch stehen die faktisch erreichten

Zahlen dieser Art von Handelsbewegung weit hinter den Möglichkeiten zurück, welche die Zukunft verspricht. Noch reichen die Eisenbahnen nirgends bis in die volkreichsten und wohlhabendsten Binnengebiete, sei es im westlichen Sudan, sei es in Nigeria, sei es in Kamerun oder Angola, hinein. Jedermann weiß, daß der wirkliche große Aufschwung des kolonialen Lebens erst kommen wird, wenn die Schienenwege bis an den Niger, bis in die Tschadseeländer und bis an die großen Seen von Ostafrika fertig sein werden. Einstweilen herrscht zwischen den verschiedenen Nationen, die in ihren verkehrspolitischen Maßnahmen, in ihrer Zoll- und Handelspolitik innerhalb der Kolonien miteinander wetteifern, und ebenso zwischen den kaufmännischen Firmen an den einzelnen Plätzen, die schärfste Konkurrenz. Man schließt Vereinbarungen miteinander, über einen gewissen Höchstpreis für Palmöl, für Kerne, für Gummi den schwarzen Produzenten und Zwischenhändlern gegenüber nicht hinauszugehen, und kaum ist die Vereinbarung geschlossen, so sinnt jeder Kaufmann schon auf einen Trick, wie er sie scheinbar nach außen hin halten, in Wirklichkeit aber dem Schwarzen plausibel machen kann, daß er bei ihm mehr für seine Ware bekommt. Der junge Kaufmann, der für 1200—2400 Mark jährlich neben vollkommen freier Station als Handlungsgehilfe bei einer der großen westafrikanischen Firmen eingetreten ist, träumt davon, wie er sich auszeichnen kann, daß er eine Agentur im Innern bekommt, und wenn er eine kleine Agentur hat, denkt er, wie er zu einer Hauptagentur gelangen oder sich selbständig machen kann. Der scharfe Zug der geschäftlichen Konkurrenz findet seine Ergänzung durch die gegenseitig geübte und verstandene Rücksichtslosigkeit, mit der in den Tropen jedermann sein eigenes

Wohlbefinden und seine eigene Bequemlichkeit dem Nebenmenschen gegenüber voranstellt. Der körperliche Zustand spielt unter den Einwirkungen des Klimas in ganz anderem Maße auch innerhalb des gesellschaftlichen und geselligen Lebens eine beherrschende Rolle, als zu Hause. Niemand weiß, ob, was noch am Morgen ein leichtes Unwohlsein war, am Abend nicht schon Schwarzwasser, Gelbfieber, eine schwere tropische Ruhr oder dergleichen geworden sein kann, und ob nicht der Kranke von heute ein Begrabener von morgen sein wird. Das nahe Zusammenleben so vieler Männer in jüngerem Lebensalter, die samt und sonders einen kräftigeren Drang zur freieren Betätigung in sich fühlen als der Durchschnitt — sonst wären sie nicht in das fremde tropische Land gegangen! —, die Abwesenheit der weißen Frau mit ihrem mildernden Einfluß auf alle gesellschaftlichen Formen, die stets drohende Ungewißheit des gesundheitlichen Schicksals, die bessere Bezahlung und die diskretionäre Verfügung über eine von der Firma meist ziemlich reichlich bemessene Monatsportion Alkohol führen dazu, daß neben dem schwarzen Weibe die Spirituosen eine beherrschende Rolle während derjenigen Zeit spielen, die nicht von den Geschäften in Anspruch genommen wird. An den großen Plätzen mit geregelter Handelsbetrieb ist das Leben der Kaufleute noch kein so übermäßig angestregtes. Auf den Binnenplätzen aber, in den sogenannten Buschfaktoreien, dauert die Arbeit oft ohne Unterbrechung den ganzen Tag. Das Auspacken und Sortieren der angekommenen Waren, das Wiederauspacken der Lasten, das Ausrüsten der Karawanen für den Busch, das Abrechnen mit den farbigen Agenten, das Handeln mit den Schwarzen, die ihr Öl und ihren Gummi bringen und zu jeder möglichen Tageszeit berücksichtigt sein wollen, weil sie sonst zum

Konkurrenten gehen, die Buchführung und die Korrespondenzen, das alles nimmt den ganzen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang weg, und wenn der Faktorist Muße hat, so ist es um so schlimmer für ihn, weil dann das Geschäft bei ihm stockt. So kommt es, daß in diesem steten und eintönigen Wechsel zwischen Kauf und Verkauf, Abfertigung und Rechnung, Gesundheit und Krankheit, Weib und Alkohol jener Typus des mit Verdienen beschäftigten Sinnenmenschen in den Tropen sich herausbildet, über den nur besonders tüchtige und charakterfeste oder im Temperament besonders glücklich veranlagte Naturen, zumal wenn ihnen der geschäftliche Erfolg zur Seite gestanden hat und sie in ein etwas reiferes Alter gelangt sind, in bemerkenswerter Weise hervorragen. Selten aber denkt jemand unter all diesen Menschen daran, sein Leben in den Tropen zu beschließen. Zwar gibt es auch hier und da eine Ausnahmegehalt, die es jahrzehntelang bei dieser Existenz ausgehalten hat und nun in der zweiten Hälfte des Lebens sich nirgendwo anders mehr recht wohl fühlen kann. Solche Veteranen bleiben dann, bis ein Stärkerer sie abrufft, auch wenn sie nicht wollen. Der Durchschnitt aber will Geld verdienen und dann nach Hause, oder erst noch in der Kolonie an eine geschäftlich leitende Stelle kommen, noch mehr Geld verdienen, aber dann auch nach Hause.

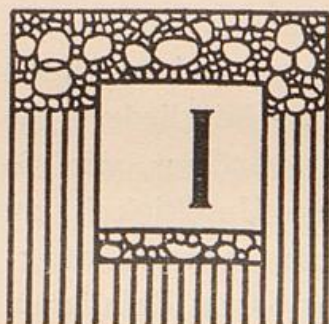


IE DAS geschäftliche Dasein der Weißen, so unterscheidet sich auch das Beamtentum, namentlich in seiner sozialen Betätigung, in den tropischen Kolonien sehr stark von den Verhältnissen, die in den Siedlungsländern herrschen. Wir sahen, daß schon in einer so jungen Siedlungs-

kolonie wie dem deutschen Südwestafrika die Beamten der Regierung zum großen Teil in ihrem Verhalten gegenüber der Bevölkerung wie in ihrem gegenseitigen Umgange durch die demokratisierende, geistig befreiende Luft Südafrikas beeinflußt werden. Das Kennzeichen für die gegenteilige Sinnesart ist regelmäßig eine zur Schau getragene Geringschätzung für jene Kolonie. Aber wenn auch Südafrika im ganzen für unsere heimischen Assessoren ein gesundes Klima hat, so bedingt doch die Jugend seiner bisherigen kolonialen Entwicklung, daß es nicht gleich den alten angelsächsischen Siedlungskolonien das Personal für seinen Verwaltungsapparat zum größeren Teil aus sich selbst erzeugen kann, sondern daß es gleich den Tropenkolonien einstweilen noch darauf angewiesen ist, in unausgesetztem Wechsel, in einem steten Kommen und Gehen, seine Beamten vom Mutterlande herübergeschickt zu erhalten. Nach einem Menschenalter wird dieser Zustand in Südwestafrika sich voraussichtlich schon sehr geändert haben. In den Tropenkolonien aber wird er dauernd so sein. Eigentümlicherweise tritt gerade an unseren Beamten in diesen Kolonien die Hypertrophie des Selbstbewußtseins und die damit verbundene übertriebene Reizbarkeit, deren Ausschreitungen man als „Tropenkoller“ bezeichnen hört, öfters zutage. Man könnte beinahe sagen, daß der deutsche Beamte in den Tropen mitunter die ausgesprochene Disposition für eine besondere Erkrankungsform des sozialen Instinkts aufweist. Sie äußert sich unter anderem darin, daß sonst ganz harmlose und tüchtige Leute, die zu Hause in einer höheren oder niederen beamteten Laufbahn vollkommen normale Typen repräsentierten, in den Tropen mit einem Male sich selbst, ihren dienstlichen Tätigkeitsbereich und ihre privaten Angelegenheiten auf eine

krankhafte Weise in den Vordergrund der Dinge stellen. Das persönliche Selbstgefühl, die Empfindlichkeit, der Anspruch auf unbedingte Rücksichtnahme der Mitwelt gegenüber individuellen Ansprüchen und Besonderheiten, die Unfähigkeit, irgendwelche Kritik von Gleichgestellten oder gar von minder bevorzugten Wesen zu ertragen, nehmen Formen an, die in schwierigeren Fällen den Verkehr mit einem solchen Manne zu einer beinahe unlösbaren Aufgabe machen. Auch untereinander sind die Herren von einer Reizbarkeit, oft wegen der nichtigsten Anlässe, daß z. B. in einigen deutschen Tropenkolonien nicht einmal ein gemeinsames Messe- oder Klubleben, sei es selbst nur innerhalb derselben Rangklassen, zustande kommt. Jedermann sitzt und speist für sich in seinem Hause oder seiner Stube, und es bilden sich höchstens kleine Klüngel, unter deren Mitgliedern die Intimität oft genug ebenso schnell wieder verfliegt, wie sie emporflamte. Dabei wäre es aber eine Unbilligkeit, zu glauben, daß im Durchschnitt die dienstliche Gewissenhaftigkeit unter dieser psychischen Anomalie der davon Befallenen litte. Man hat manchmal den Eindruck, als ob die Leute in einer Art selbstquälerischer Hypnose steckten, die es ihnen unmöglich macht, irgend ein Ding, mit dem sie zu tun haben, anders anzusehen, als mit Beziehung auf die Frage, ob und wieweit der ihrer Stellung und ihrer Persönlichkeit geschuldete formelle Respekt dabei mit genügender Deutlichkeit markiert wird oder nicht. Natürlich freie Menschen fallen in solcher Umgebung direkt auf. Diese Art von Gemütsverfassung ist ganz besonders unter den deutschen Beamten in Afrika anzutreffen. Was man sonst Tropenkoller nennt, ist weder spezifisch deutsch, noch auf das deutsche oder sonst ein Beamtentum in den Kolonien

beschränkt. Es ist einfach das Verlorengelien der in Europa unter unseren gefestigten sozialen Verhältnissen zwangsweise geübten Selbstzucht bei schwachen, zumal durch alkoholische Exzesse verwüsteten Naturen, denen die plötzliche Losgebundenheit von allen äußeren heimischen Rücksichten auf Sitte und Sittlichkeit, das Fehlen der gesellschaftlichen Kontrolle und das Gefühl der Überlegenheit über die niedere Rasse ihre moralische Gleichgewichtslage geraubt haben. Hierbei spielt natürlich die Auslese ohnehin zur Abstreifung gewöhnlicher Rücksichten geneigter Naturen durch die Kolonie keine kleine Rolle.

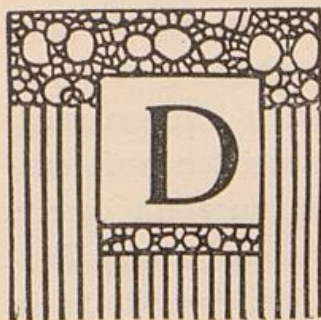


IN VIELER Beziehung einen andren Typus, als die jungen afrikanischen Kolonien mit ihrer besonderen Ausprägung des Rassen- gegensatzes und ihrem Hindrängen in der wirtschaftlichen Entwicklung auf Erhöhung des Arbeitsquantums der Eingeborenen für die Rohstoffproduktion, bilden die Tropenkolonien der Weißen in den Ländern der kulturell sehr viel weiter vorgeschrittenen, moralisch und materiell weit höher entwickelten asiatischen Rassen. Das britische, das holländische und das französische Indien bedeuten als Kolonialgebiete für die weiße Rasse wirtschaftlich und sozial etwas ganz anderes, als die Guineaküste, der Kongo oder Ostafrika. An Indien hat sich jahrhundertlang die Vorstellung der Europäer über Kolonien, über koloniale Leben- und Wirtschaftsformen, über koloniale Erfolge und Mißerfolge orientiert. Der politische und wirtschaftliche Kampf um Indien hat für alle großen Kolonialvölker der weißen Rasse, mit Ausnahme der Spanier, generationen-

oder selbst jahrhundertlang ihr koloniales Zeitalter schlechthin bedeutet, und es war mehr als die bloße Anknüpfung an ein überwundenes geographisches Mißverständnis, wenn die reiche tropische Inselwelt im amerikanischen Mittelmeer den Namen Westindien bis heute behalten hat. Aber in den ältesten und entwickeltsten wie in den jüngsten und unerschlossensten Kolonialgebieten herrschen die ökonomischen Motive gleichermaßen. Auch Indien bildet für die drei europäischen Nationen, die sich gegenwärtig in den Besitz dieser Welt teilen, ein rein handelswirtschaftliches Kolonialgebiet. Am interessantesten ist hier für das Studium der Wechselbeziehungen zwischen der Wirtschaft und den sozialen Zuständen das Niederländische Indien, und dort wiederum der Kern des Ganzen, der Insel Java. An dieser Stelle können wir den Ausfall eines wirtschaftspolitischen Experiments im großen Stil nach seinen sozialen Rückwirkungen verfolgen. Zu den bekanntesten Erzeugnissen der Kolonialliteratur gehört die soziale Anklageschrift eines früheren holländischen Beamten auf Java, Douwes Dekker (Multatuli): Max Havelaar. Dekker schildert in diesem Buch die Folgen des sogenannten Kultursystems auf Java. Dieses ist seinem Wesen nach nichts anderes, als die Anwendung des Satzes von der Verbesserung der Kolonialwirtschaft durch die Hebung der Eingeborenenproduktion auf ein Land, das kulturell viel weiter vorgeschritten war, als es die erst seit wenigen Jahrzehnten im Besitz der Weißen befindlichen afrikanischen Tropenkolonien heute sind. Die holländische Regierung suchte auf eine doppelte Weise die Kultivierung aller anbaufähigen Ländereien, die nicht Privaten gehörten, zu erzwingen: indem sie auf dem direkt in Regierungsbesitz befindlichen Lande die Tributarbeit der eingeborenen Bevölke-

rung als Äquivalent staatlicher Steuerleistungen einführte und indem sie durch ein besonderes Prämiensystem die eingeborenen Fürsten dazu veranlaßte, in ähnlicher Weise den Anbau der wichtigsten tropischen Handelsgewächse, Kaffee, Gewürze usw., durch ihre Untertanen zu verstärken. Die Verwertung der auf diese Weise vergrößerten kolonialen Produktion geschah durch eine besondere Handelsgesellschaft, als deren Teilhaber der Staat selber fungierte. In der Tat wurde auf diese Weise zunächst in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine sehr starke Steigerung der ostindischen Produktion erzielt. Auf der andren Seite aber drückte die Tributarbeit namentlich in ungünstigen Jahren die Eingeborenen schwer, und da zumal im Gebiet der einheimischen Fürsten um des Anteils am Handelsgewinn willen die Leute oft zwangweise veranlaßt wurden, anstatt der notwendigen Nahrungspflanzen, vor allem Reis, die kolonialen Handelsgewächse zu bauen, so trat als Folge des Kultursystems manchmal direkt Hungersnot ein. Die sozialen Mißstände, die sich daraus ergaben, und schließlich auch das Sinken der wirtschaftlichen Rentabilität in verschiedenen Produktionszweigen, ließen es dann allmählich zu einer immer stärkeren Einschränkung des Kultursystems kommen, von dem jetzt nur noch verhältnismäßig geringe Reste existieren. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß es bei all seinen unerfreulichen Erscheinungen auch die Folge gehabt hat, daß die javanische Landwirtschaft einen so hohen Stand der Entwicklung erreichte, wie es ohne die Zwangskulturen voraussichtlich kaum der Fall gewesen wäre. Im Gegensatz zu der Entwicklung Afrikas als Produzent der Rohstoffe für die Großindustrie ist aber Niederländisch-Indien von Anfang an bis auf die Gegenwart das eigentliche Kolonialwarenland

gewesen. Kaffee, Zucker und Tabak beherrschen heute noch samt den eigentlichen Gewürzen die Produktion und den Ausfuhrhandel, wofür als Gegenwert europäische Industrieerzeugnisse importiert werden.



DER WICHTIGSTE Faktor alles tropischen Kolonialwesens, nächst der Menge des produktionsfähigen Grund und Bodens, sind Arbeitskraft und Arbeitswilligkeit der eingeborenen Bevölkerung. In Indien ist diese in hohem Maße vorhanden. Der Javane sowohl als auch der Hindu und die Eingeborenen im sogenannten Indochina sind seit undenklichen Zeiten an dauernde Bodenbestellung als den Hauptinhalt ihres normalen Tagewerks gewöhnt. Sie beherrschen die Technik der tropischen Agrikultur daher in ausgezeichneter Weise und sind auch für neue Kulturen, die den klimatischen Verhältnissen ihrer Heimat entsprechen, leicht auszubilden. Die Teekultur auf Ceylon und der Anbau des Cinchona- oder Chinarindenbaums auf Java wurden dort erst vor einigen Jahrzehnten neu eingeführt, aber sie sind jetzt vollkommen eingebürgert und den Eingeborenen vertraut geworden. Dazu kommt, daß die indischen Länder, namentlich die Insel- und Küstengebiete, von Natur in unvergleichlich viel größerem Maße für den Welthandel aufgeschlossen sind, als die ungeheuere Masse des afrikanischen Kontinents, dessen Erschließung erst in unseren Tagen durch die konzentrisch von der Küste vordringenden Eisenbahnbauten begonnen werden konnte. Dazu kam die infolge des hochentwickelten Verkehrs und des Alters der Kultur in Indien vorhandene größere Bequemlichkeit der äußeren

Lebensführung für die sich bildende weiße koloniale Bevölkerung. Alles zusammen hat dazu geführt, daß in Indien, und zwar am intensivsten innerhalb der holländischen Besitzungen, ein besonderer sozialer Bestandteil der weißen Bevölkerung, der in Afrika eben erst im Entstehen begriffen ist, zur merklichen Entwicklung gelangte: das selbständige Pflanzertum. Pflanzter und Pflanzungsgesellschaften gibt es, so eigentümlich das im ersten Augenblick auch klingen mag, im tropischen Afrika verhältnismäßig am meisten auf deutschem Kolonialgebiet. Es rührt das von unserem bereits erwähnten Irrtum her, als ob Kolonialproduktion und Produktion sogenannter Kolonialwaren zunächst dasselbe sein müßten. Die Engländer und Franzosen sind richtigerweise von vornherein auf die Entwicklung der Eingeborenenproduktion losgegangen und haben es, begünstigt durch die längere Bekantschaft der Bevölkerung in ihren Kolonien mit der europäischen Kultur, dahin gebracht, daß z. B. an der Goldküste ein so schwieriger tropenwirtschaftlicher Produktionszweig wie der Kakaobau wenigstens in den geringeren Kakaosorten mit Erfolg durch die Eingeborenen aufgenommen worden ist. In unseren afrikanischen Kolonien gibt es dagegen eine Menge Pflanzungsgesellschaften, die ein großes Personal von höheren und mittleren Angestellten in Afrika unterhalten. Die Einzelpflanzter sind in den deutschen Kolonien an der Westküste noch eine sehr seltene Erscheinung, weil unter den dortigen klimatischen Verhältnissen und bei der sehr geringen Kulturentwicklung der einheimischen Bevölkerung das Leben auf einer Plantage für den selbständigen Eigentümer, der doch auf ihre dauernde Bewirtschaftung angewiesen ist, zu schwierig erscheint. In Deutsch-Ostafrika, wo nahe der Küste, infolge des Vorkommens

größerer isolierter Gebirgserhebungen, Klimainseln von einer solchen Beschaffenheit existieren, daß dem Europäer der dauernde Aufenthalt innerhalb eines bestimmten Gebiets erlaubt erscheint, ist infolgedessen die selbständig betriebene Pflanzungswirtschaft von Einzelbesitzern in mittlerer Vermögenslage gleichfalls im Entstehen begriffen. Dieser Typus ist nun in Indien bei weitem stärker vertreten, so daß man dort von dem weißen Pflanzerstande als von einer wirklichen sozialen Schicht in ähnlicher Weise sprechen kann, wie in den brasilianischen Kaffeeprovinzen und in den Kaffee- und Kakaogebieten von Venezuela und Mittelamerika. Allerdings sind auch im niederländischen Indien die großen Plantagensellschaften, besonders innerhalb der Tabakproduktion, von beherrschender Bedeutung, aber das sind wiederum Unternehmungen von einer solchen Ausdehnung und Kapitalkraft und mit einem so zahlreichen weißen Beamtenstande auf ihren Besitzungen, daß sich ein großer Teil dieser Pflanzungsangestellten in sehr günstigen Einkommensverhältnissen befindet, daher lange in der Kolonie verbleibt und mit der Gruppe der mittleren und wohlhabenderen Einzelpflanzer eine einheitlich geartete soziale Schicht bildet. Dieser Teil der weißen Zivilbevölkerung in Indien ist es auch, der in der obenerwähnten Weise versucht, das Familienleben der weißen Rasse, in der heimatlichen Form der dauernden Einzelehe mit einer weißen Frau, mit Kindererziehung usw., in die Tropen zu übertragen. Daß nebenher noch das Verhältnis zu den eingeborenen Frauen eine große Rolle spielt, versteht sich auch in Indien von selbst. Die soziale Lage der Mischlinge zwischen weißen Männern und eingeborenen Frauen ist im britischen und holländischen Indien eine verschiedene. Nach der holländischen

89

Praxis genügt die bloße Anerkennung der Vaterschaft durch einen Angehörigen der weißen-Gesellschaft, um ein Mischblut in sozialer Beziehung den Weißen von unvermischem europäischem Blut nahezu ebenbürtig zu machen. Namentlich bezieht sich das auf das weibliche Geschlecht. Die Nonna, wie ein Mädchen mit weißem Vater und eingeborener Mutter in Java genannt wird, kann sich ohne weiteres, wenn sie ihrer Geburt nach anerkannt ist, mit einem weißen Mann, sei es auch ein höherer Staatsbeamter, legitim verheiraten, und sie wird in der Gesellschaft als Gattin anerkannt. Für ihre Gesellschaftsfähigkeit kommt es im wesentlichen darauf an, ob sie Holländisch versteht oder nicht. Von den holländischen Beamten wird durchweg die Kenntnis des Malaiischen dienstlich verlangt, während es ungern gesehen, ja direkt verhindert wird, daß Eingeborene sich eine Bildung aneignen, die ihnen das Verständnis der holländischen Schrift- und Literatursprache vermittelt. Die Erwägungen, die das Gouvernement von Niederländisch-Indien zu diesem Standpunkt geführt haben, liegen nahe genug. In der Heiratsfrage ist die Folge der Beherrschung des Malaiischen durch die Weißen, daß nicht wenige Europäer Mischlingsfrauen haben, die überhaupt kein Holländisch sprechen. In neuerer Zeit soll sich wenigstens auf Java, an denjenigen Plätzen, wo das weiße Element und das höhere Beamtentum besonders tonangebend sind, ein Übergang zu einer etwas strengeren Auffassung geltend machen. Im Innern und auf den sogenannten Nebeninseln sollen die Zustände aber noch ganz dieselben sein, wie zu Multatulis Zeit um die Mite des vorigen Jahrhunderts. Im Britischen Indien, wo die Mischlinge zwischen Weißen und Hindus Eurasier genannt werden, ist die Auffassung von ihrer sozialen Zugehörigkeit eine etwas

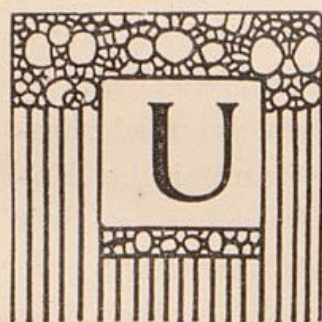
andere. Es gibt zwar Beispiele dafür, daß Persönlichkeiten dieser Herkunft Zutritt und Verkehr in die höhere weiße Gesellschaft gefunden haben und sich dort, zumal wenn ihnen ein größeres Vermögen zur Seite steht, als sozial gleichberechtigt bewegen. Das sind aber Ausnahmen. Im Allgemeinen geht die soziale Tendenz unter den bessergestellten Weißen von reinem Blut in Britisch-Indien dahin, die Eurasier oder half casts sich fernzuhalten. Sie finden Unterkunft im Zivildienst als Subalternbeamte, auf Schiffen und in der indischen Armee als Unterärzte und Chirurgen, im Geschäftsleben als Handlungsgehilfen, Vermittler im Verkehr mit den Eingeborenen usw. Es ist bezeichnend für den geringen Grad der Vermischung zwischen Europäern und Hindus infolge des indischen Kastenwesens, daß die Gesamtzahl der Eurasier in Britisch-Ostindien nach einer mehrhundertjährigen Herrschaft der Weißen im Lande auf wenig mehr als hunderttausend Köpfe geschätzt wird.

Im Verhältnis zu den niederländischen Besitzungen dominiert in Britisch-Ostindien das Beamtentum stärker gegenüber den als Kaufleute und Pflanzer tätigen Weißen. Die großen Pflanzungsunternehmungen, die auf Java und Sumatra eine so beherrschende und wirtschaftliche Rolle spielen, treten in Hindostan stärker zurück. Die Hauptbedeutung in der Ausfuhr haben Baumwolle, Weizen und Jute, abgesehen von dem Getreide also zwei industrielle Rohstoffe, die auch in Indien im wesentlichen auf dem Wege der Eingeborenenkultur gewonnen werden. Sowohl der Javane als auch namentlich der Hindu tritt als selbständiger Kaufmann auf; die eingeborenen kaufmännischen Firmen in Kalkutta, Bombay, Madras und den übrigen großen Städten Ostindiens sind zum Teil Welthäuser. Sie arbeiten dabei doch voll-

kommen mit eingeborenem Personal. Es gibt auch nicht wenige selbständige Schiffsreedereien, die eingeborenen Häusern in Indien gehören und die Geschäfte bis nach Japan, Arabien und den Philippinen machen. Die Eingeborenen im niederländischen Indien sind fast ganz, die in den britischen Besitzungen zum großen Teil Mohammedaner und daher exklusiv; so weit sie aber dem Brahmaismus angehören, gewährt ihnen ihre Kastengliederung ein ähnliches oder noch stärkeres Selbstgefühl gegenüber dem Europäer. Überall in Indien betrachten sich die politische und die religiöse Aristokratie, die Fürsten, der hohe Adel und die Brahmanen dem Europäer als gesellschaftlich gleichwertig, und das Zeremoniell, das zwischen den eingeborenen Vasallenhöfen und den hohen europäischen Beamten eingehalten wird, trägt dieser Auffassung Rechnung. Natürlich sieht der Europäer die große Masse des eingeborenen Volks tief unter sich stehen, aber neben dem Gefühl der Rassenverschiedenheit ist es doch auch die Tatsache der ungeheuren sozialen Differenz zwischen den fürstlich bezahlten hohen Beamten und reichen Kaufleuten auf der einen und der dumpfen, stets in einem Zustande teilweisen Hungers oder dauernder Unterernährung in äußerster Armut dahinlebenden Menge, die hierfür maßgebend ist. Der reiche Hindu hoher Kaste wird sich von der Masse seiner eigenen Volksgenossen mindestens ebensosehr, vielleicht noch mehr geschieden fühlen, als der Weiße, und es ist erst ein Erzeugnis verhältnismäßig neuer Zeit, wenn in Indien eine besondere Richtung unter den gebildeten Eingeborenen aufkommt, die als politische Opposition auf gemeinsamer nationaler Basis das einheimische Element gegenüber den weißen Beherrschern vertreten will.

Von sehr großer Bedeutung ist die soziale Rückwirkung des indischen Kolonialbesitzes auf die Verhältnisse der englischen und holländischen Nation im Mutterlande. Der indische Zivil- und Militärdienst öffnet für einen sehr großen Teil junger Leute aus den besten Familien die Aussicht auf eine glänzende materielle Versorgung und auf eine unvergleichliche Schulung des Charakters und der überseeischen politischen Erfahrung. Das politisch-soziale Kapital, das namentlich England aus seinem indischen Besitz zieht, ist eine Größe, die schwer mit einem materiellen Maßstab gemessen werden kann, die aber darum doch von der größten materiellen Bedeutung ist. Die Engländer wären nicht die herrschende Nation, die sie sind, wenn nicht seit Jahrhunderten Indien eine Schule ihres Herrschergefühls wäre. Das tägliche und stündliche Empfinden, daß eine verschwindende Anzahl von Weißen über dieses Land, das mehr ein Erdteil ist als ein Land, mit Hunderten von Millionen farbiger Bewohner, durch die überlegene Organisation der Autorität die Herrschaft ausübt, macht aus jedem der Beamten und Offiziere, die aus dem Mutterlande in den indischen Dienst kommen, über kurz oder lang einen anderen Menschen. In kleinerem Maßstabe findet etwas Ähnliches im niederländischen Indien statt, und auch das junge französische Kolonialreich wird bei seiner gewaltigen Ausdehnung, mit der es ja auch einen Teil Indiens umspannt, allmählich eine ähnliche Wirkung auf die französische Nation ausüben. In der Gegenwart aber gibt es kein zweites Volk, dessen Angehörige in annähernd vergleichbarer Weise dazu berufen sind und darin geübt werden, eine Herrensicht in einem solchen Kolonialreich zu bilden, wie die Engländer. Es gibt von weißen Beamten versehene Stellungen in der indischen

Verwaltung, die man innerhalb dieses gewaltigen Apparats im Vergleich zu den übergeordneten Ämtern als Subalternposten bezeichnen könnte und die doch in sich ein Verfügungsbereich über Menschenmengen und ein Disponieren mit Mitteln bedingen, die ausreichen würden, um bei anderen Kolonialvölkern ihre Verwaltungsstellungen erster Ordnung auszufüllen. Dazu kommt die durchschnittliche Höhe der indischen Gehälter, die mit entsprechenden Pensionen in der Heimat nach Erfüllung der Dienstzeit in Indien verbunden sind. Indien zahlt gegenwärtig ca. 320 Mill. Mark an Pensionen pro Jahr an seine früheren Verwaltungsbeamten und Offiziere nach England. Auch die devoten orientalischen Formen und die Menge des verfügbaren Personals zur Bedienung, das jedem Weißen, mag er in amtlicher oder nichtamtlicher Stellung sein, dort zur Verfügung steht, tragen das ihrige dazu bei, um in den Herrsinn der weißen Rasse, der durch solche Verhältnisse entwickelt wird, noch einen ausgesprochenen Zug verfeinerten asiatisch-üppigen Kulturgenusses hineinzubringen.



UNTER diesen Gesichtspunkten gesehen scheint es, als ob man sich nicht leicht etwas Verschiedeneres vorstellen kann, als die sozialpsychologische Einwirkung, die hier ein koloniales Leben vom Zuschnitt Indiens, dort eine Existenz wie die im tropischen Afrika auf das Dasein der weißen Kolonisatoren ausübt. Alles ist anders, ist so gegensätzlich geartet, wie es geartet zu sein nur imstande scheint. Welch eine Verschiedenheit der Entwicklungshöhe bei so nahe verwandten klimatischen Verhältnissen liegt darin ausgesprochen, daß im niederländischen Indien unter einer Be-

völkerung von vielleicht 60000 Weißen, die größtenteils niederländischer Nationalität sind, mehr als drei Viertel in diesem Kolonialreich selbst geboren sind, während unter demselben Breitengrade in Kamerun oder am Kongo die weiße Frau noch vor einem Jahrzehnt ein seltenes Wunder war und weiße im Lande geborene Kinder auch heute noch etwas fast Unerhörtes sind. Allerdings trägt zu dem hohen Prozentsatz der kolonialbürtigen Weißen auf Java jene oben erwähnte Tatsache bei, daß die halbblütigen Kinder, wenn der weiße Vater sie als die seinen anerkennt, der weißen Rasse zugezählt werden. Hier eine Kultur, die zum Teil um Jahrtausende älter ist, als die Zeit, da die heutigen Herren dieser Welt die ersten Anfänge einer politisch nationalen Existenz erlebten — dort im Innern Afrikas die absolute Primitivität aller Lebensformen bei den eingeborenen Völkern! Hier eine kräftige Beeinflussung aller Lebensformen des herrschenden weißen Elements durch die materielle und in gewissen Punkten sogar durch die geistige Kultur der unterworfenen Eingeborenen — dort die mühselige Arbeit des Emporziehens einer stumpfen, inferioren Rasse selbst nur auf diejenige Höhe der Entwicklung, wo die produktive Arbeit anfängt, eine Gewohnheit zu werden! Aber hinter all diesen äußeren Verschiedenheiten ist das wirtschaftliche Problem, das dem sozialen Leben der Kolonisatoren und ihrem Verhältnis zu den unterworfenen Völkern sein Gepräge aufdrückt, doch dasselbe. Es ist dieselbe Aufgabe, um die sich bei der Kolonialwirtschaft am Ganges und am Indus wie am Niger und am Sambesi alles dreht: Bodennutzung und Eingeborenennutzung! Wieder sehen wir die beiden Grundformen aller unter diesem Gesichtspunkt betriebenen Kolonialwirtschaft auftreten: den direkten Erwerb

95

des Grund und Bodens durch den weißen Herrn, womit der Eingeborene ihm gegenüber in das Verhältnis des bezahlten Lohnarbeiters tritt und der ganze Wirtschaftsgewinn mit Ausnahme des Arbeitslohnes dem Weißen gehört — oder die Anerkennung der eingeborenen Massen als der eigentlichen Grundbesitzer und Produzenten, so daß ihre Arbeit nach Möglichkeit auf solche Produktionszweige hingelenkt wird, die den Wirtschaftsinteressen der kolonisierenden Nation entsprechen. Dabei ist es keineswegs ein reiner Vorteil, wenn ein Kolonialland so ungeheure, ganz überwiegend vom Ackerbau lebende Bevölkerungsmassen enthält, wie Indien. Bei weitem der größte Teil der eingeborenen Bevölkerung Indiens fällt wirtschaftlich für England nur mit dem Betrage der direkten Grundsteuer ins Gewicht, den sie zahlt. Dieser ist absolut genommen, gering, bedeutet aber bei der Zersplitterung des Grundbesitzes in unzählige kleine und kleinste Parzellen, bei der Verschuldung des indischen Bauern und bei der Unsicherheit der Ernteverhältnisse, die ganz und gar vom Kommen oder Nichtkommen des Regens abhängen, eine so schwere Belastung der großen Masse, daß die Verarmung Indiens unter der englischen Herrschaft anfängt, eine immer dringlichere Frage für die Unterworfenen wie für die Herren zu bilden. Vom Standpunkt des Wirtschaftsinteresses aus gesehen erschöpft sich ein unverhältnismäßig großer Teil der Produktion vom Grund und Boden Indiens darin, daß er Hunderten von Millionen kleiner Leute gerade eine notdürftige, hart an der Hungergrenze bleibende Fristung des Lebensunterhalts gewährt. Ähnliche Rücksichten waren es, die auch die Holländer auf Java schließlich nötigten, um die Ernährung der Bevölkerung nicht dauernd zu gefährden, das Kultursystem zum Teil doch fallen zu lassen

und den Grund und Boden wieder in größerem Umfange für den Reisbau freizugeben. Die wirkliche Armut Indiens offenbart sich in der Geringfügigkeit seiner Ein- und Ausfuhrziffern im Vergleich zu seiner enormen Bevölkerungszahl. Der indische Gesamthandel ist nicht viel bedeutender als der des britischen Nordamerika; Indien aber hat 300 Millionen Einwohner und Kanada mit seinen Nachbargebieten hat noch nicht einmal 8 Millionen! Würde Indien nur den dritten Teil seiner Bevölkerung auf demselben Areal und unter sonst gleichen natürlichen Verhältnissen beherbergen, so wäre es ein viel reicheres Land, dessen Besitz als Kolonie für England wirtschaftlich noch sehr viel mehr bedeutete, als es heute der Fall ist. Im tropischen Afrika, wo unermessliche Landflächen mit einer schwachen Bevölkerung noch der Aufschließung durch die modernen Verkehrsmittel harren, sind also die Voraussetzungen für die koloniale Bodennutzung nach dieser Richtung hin viel günstiger, als in Indien. Allerdings ist die Eingeborenenbevölkerung in den afrikanischen Kolonien meistens noch um ebensoviel zu gering, wie sie in Indien zu groß ist, d. h. sie reicht noch lange nicht aus, um die Menge des vorhandenen Grund und Bodens in Bearbeitung zu nehmen. Aber der Fehler Afrikas ist leichter zu beseitigen, als der Indiens.

Die Verschiedenheit der Rassen, der wirtschaftlichen Entwicklungshöhe und des Kulturstandes, wie sie zwischen den Kolonialgebieten im tropischen Afrika und Asien besteht, stellt die weiße Rasse natürlich auch in moralischer Beziehung und in der Frage der äußeren und inneren Sicherung ihrer Herrschaftsstellung den eingeborenen Völkern gegenüber vor ganz verschiedene Probleme. Die gegenseitige Wechselwirkung zwischen dem geistigen Leben der weißen

Herren und der farbigen Untertanen, namentlich die Beeinflussung des gesamten intellektuellen und moralischen Daseins der Eingeborenen durch den Kontakt mit den Weißen, ist in Afrika eine vollkommen andersartige, als in Indien. Das moralische Recht der weißen Rasse auf die Herrschaft über Afrika und auf die Arbeit der afrikanischen Rasse beruht auf ihrer sittlichen und materiellen Überlegenheit über die Neger. Dadurch, daß wir die rohe und unentwickelte Arbeitskraft, die in den Eingeborenenvölkern Afrikas latent ruht, zur Entwicklung bringen, schaffen wir für uns die Werte, um unsere allgemeine Kultur und den Anteil jedes einzelnen von uns an ihren materiellen und sittlichen Gütern zu vermehren, und indem wir das für uns tun, leisten wir den Afrikanern zugleich den Dienst, daß wir sie durch die Erziehung zur Arbeit moralisch und durch die Verbesserung ihrer materiellen Lebenslage auch in äußerer Beziehung dem für sie als Rasse erreichbaren Daseinsziel näher bringen, als es ohne unser Dazwischentreten für sie denkbar gewesen wäre. Von der Wechselwirkung, die durch dies Zusammentreffen der Rassen auf afrikanischem Boden entsteht, haben wir die eine Seite, die Gefahr der Materialisierung und inneren Verrohung in der Existenz des Weißen als Folge der Abwesenheit fast aller idealer Lebensfaktoren in den Anfangsstadien der afrikanischen Kolonisation, schon berührt. Im tropischen Afrika nennt man diese Art von Einfluß, den das Kolonialleben auf den Weißen ausübt, „verniggern“, in Südafrika „verkaffern“. Dem steht die gewollte und ungewollte Beeinflussung des Negers durch die Faktoren der europäischen Kultur, die sich auf die verschiedenartigste Weise, von der Einfuhr des Schnapsteufels bis zur religiösen Predigt der Missionare äußert, gegenüber. Nach der einen Seite ist die

Aufgabe die, den Eingeborenen vor den Schädlichkeiten vieler unserer sogenannten Kulturgüter zu bewahren, ohne daß dadurch in ungeschickter Weise der Prozeß des Umsatzes der europäischen Handelsgüter und der entsprechenden Steigerung der afrikanischen Rohproduktion behindert würde. Die Frage der Einfuhr von Alkohol und Feuerwaffen ist ein Schulbeispiel für die Aufgabe des richtigen wirtschaftspolitischen Abwägens von Vorteil und Nachteil auf diesem Gebiet. Auf der andern Seite, was die Erziehung des Negers durch Mission und Schulen im europäischen Sinne betrifft, könnte man die Aufgabe etwa dahin definieren, daß ein positiver erzieherischer Einfluß ausgeübt werden soll, ohne daß durch ungeschickte Handhabung dieser Unterweisung die Herrschaftstellung der Weißen in Afrika am letzten Ende gefährdet wird. Ein Muster dafür, wie sich der Unterricht, der den Schwarzen durch Missionsschulen und ähnliche Anstalten zuteil wird, in seinen Folgen zu einer direkten Bedrohung der Weißen auswächst, bietet das englische Südafrika dar. Die Praxis der Missionare im Kapland hat es dahin gebracht, daß eine große Zahl von Farbigen imstande ist, sowohl die Bibel als auch andere Druckschriften, namentlich in englischer Sprache, zu lesen. Hierdurch und durch eine unbedachte Auswahl des Unterrichtsstoffes ist in den Eingeborenen eine Menge, natürlich unverdauter, Vorstellungen politischer und religiöser Natur über die Gleichberechtigung der Menschen, über den Gegensatz der Rassen und über alle mögliche andere politische und soziale Fragen entstanden. Die farbigen Halbgebildeten aus den Missions- und öffentlichen Schulen der Kapkolonie sind das eigentlich gefährliche Ferment für die beginnende politische und Rassenbewegung der Eingeborenen gegen die Weißen in Südafrika, die man

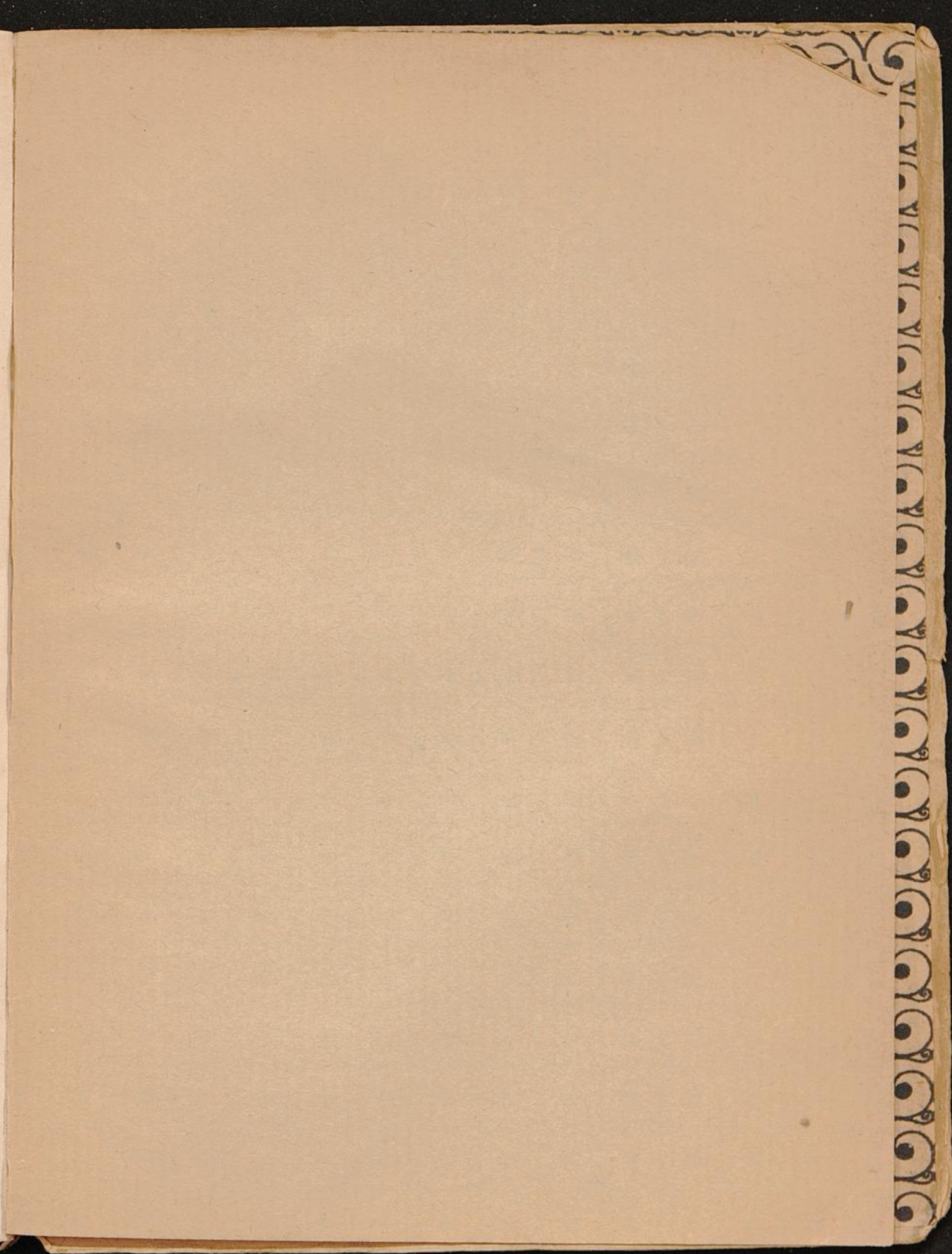
jetzt unter der Bezeichnung des Äthiopismus zusammenfaßt. Die Gefahr, welche diese Bewegung für die weiße Rasse und ihre ganze Kulturarbeit in Südafrika bedeutet, darf in keiner Weise unterschätzt werden. Nichts ist verkehrter, als den Eingeborenen Afrikas unterschiedslos irgend eine europäische Kultur- und Schriftsprache zugänglich zu machen.

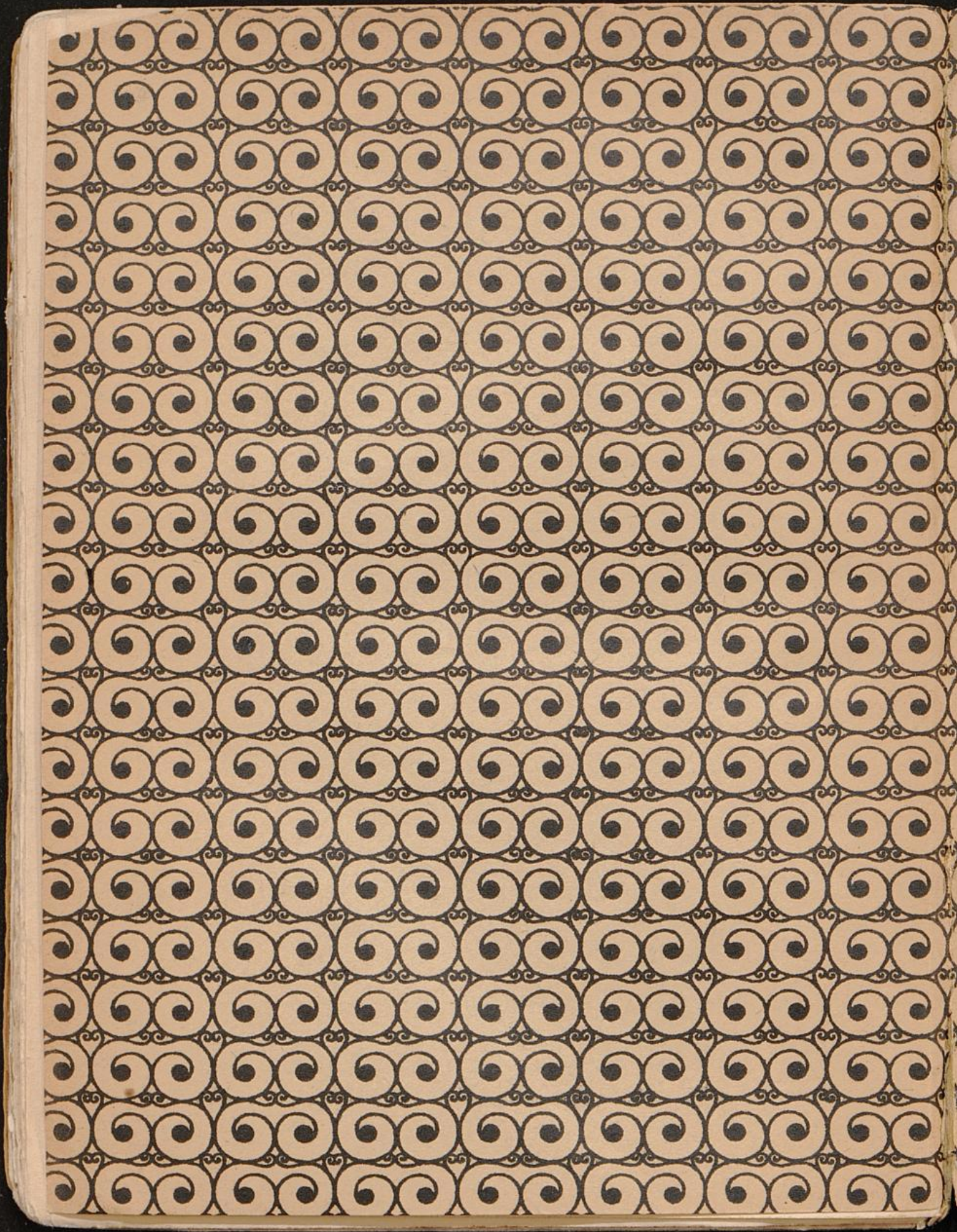
Ein solches pädagogisches System, das die allgemeine sittliche Hebung der Eingeborenen nicht auf dem Wege über den Schulunterricht oder mit verwandten Mitteln, sondern bis auf weiteres nur durch eine human und wirtschaftlich durchdachte Arbeitserziehung fördern will, wie das der afrikanischen Rasse gegenüber einzig und allein angebracht ist, erscheint aber gegenüber den indischen Rassen, den Malaien und vollends den arischen Hindus, ganz unmöglich. Eine Rasse, die eine Literatur und eine Philosophie hervorgebracht hat, wie die indische, die unser Zahlensystem und eine Weltreligion von der geistigen Tiefe des Buddhismus geschaffen hat, kann unmöglich daran verhindert werden, sich mit unserem gesamten geistigen Kulturbesitz bekannt zu machen. Die Herrschaft der Weißen in Indien bedeutet also mit Notwendigkeit eine immer wachsende Beeinflussung der indischen Völker durch unsere Kultur, ohne daß wir ein Mittel oder ein Recht hätten, diese Beeinflussung zu verhindern. Das einzige, was die Weißen in Indien tun können, ist, den Eingeborenen gegenüber eine solche Politik treiben, daß sich aus ihrer wachsenden Bekanntschaft mit dem europäischen Wesen und Wissen weder Feindschaft gegen die Weißen entwickelt, noch die Kraft, einer solchen Feindschaft, wenn sie entsteht, Nachdruck zu geben. Es gibt jetzt in Indien hohe und mittlere Schulen, Zeitungen und kommunale Organisationen, offizielle und freie Vertretungen der eingeborenen

öffentlichen Meinung nach europäischem Muster, oder in naher Anlehnung an solche. Einstweilen ist, wie wir bereits bemerkt haben, das allmähliche Aufkommen eines indischen Nationalgefühls gegenüber den Engländern die erste politische Frucht dieser Beeinflussung. Wenn aber die europäische Verwaltung und Wirtschaftsführung in Indien den Hindus, Brahmanen wie Mohammedanern, weiteren Anlaß gibt, diese Anfänge in derselben Richtung wie bisher weiter zu entwickeln, so wird in Zukunft auf diesem Boden die Parole „Indien für die Indier“ einen ganz anderen Nachdruck erhalten, als das Fratzenspiel der „äthiopischen“ Agitatoren in Südafrika, die ja auch anfangen, sich und ihre Zuhörer an dem Schlagwort „Afrika den Afrikanern“ zu berauschen — ein Spiel, das ihnen jetzt noch, wenn die Weißen verständig und einig sind, mit leichter Mühe gelegt werden kann.

Die englische Verwaltung in Indien hat es zuwege gebracht, daß durch die Unterdrückung der früheren inneren Kriege und durch einige Erfolge in der Bekämpfung der größten sanitären Übelstände die Bevölkerung des Landes angefangen hat, zu einer unabsehbaren Masse anzuschwellen. Sie hat es aber nicht zustande gebracht, das Korrelat dieser Bevölkerungsvermehrung, die wachsenden Verheerungen der Hungersnöte, zu bannen. Im Gegenteil, der Hunger wüthet in Indien jetzt so häufig und so schlimm, wie nur je in den Zeiten, da das Land von aller europäischen Herrschaft frei war. Die Hungersnöte und die Verarmung der Massen bedeuten, daß die indische Verwaltung der Engländer nicht auf der Höhe steht. Der Beeinflussung der oberen Schichten durch die europäische Kultur und dem Eindringen der europäischen Ideen über nationale Zusammengehörigkeit, über Volkswohlfahrt, über politische und soziale Befreiung,

geht also in der Tiefe eine wachsende Gährung als Ausfluß akuter materieller Notstände und chronischen Elends parallel. Noch ist beides in den Anfängen, namentlich das politisch-soziale Aufwachen innerhalb der oberen Stände. Gewöhnlich pflegt sich die Entwicklung solcher Zustände nicht in der Weise zu vollziehen, daß mit einem Male die letzten Konsequenzen und Erfolge mit voller Wucht zutage treten, sondern die Änderung der inneren geistigen Daseinsformen einer solchen aus allen möglichen Elementen gemischten Masse, wie es die eingeborene Bevölkerung Indiens ist, zeigt sich in einzelnen lokalen Zuckungen, Explosionen und Krisen an. Wenn aber die Entwicklung einmal eingeleitet ist, so vermag nichts, sie zum Stehen zu bringen, und je weiter dieser Strom von den Quellbächen entfernt ist, aus denen er seinen Ursprung genommen hat, desto schwieriger wird es, seine Fluten einzudämmen und zu leiten. Es ist also ausgeschlossen, daß England oder irgend eine andere Nation, der ein Kolonialreich mit einer alten und geistig hoch entwicklungsfähigen Kulturrasse zugefallen ist, auf die Dauer seinen Besitzstand mit äußeren Mitteln aufrechterhält. Wozu es auf afrikanischem Kolonialgebiet menschlicher Voraussicht nach zwischen der eingeborenen und der weißen Rasse nie kommen wird — der innere Ausgleich oder die ausgleichende Beeinflussung der Kulturen und ein gewaltsamer oder friedlicher Übergang von den Formen des politischen Herrtums der weißen Rasse innerhalb der Eingeborenenbevölkerung zu einem wachsenden Maß von Selbstregierung der Eingeborenen — das wird in Kolonialgebieten wie Indien der normale und nicht aufzuhaltende Gang der Entwicklung sein. Von dieser Seite gesehen erscheinen also die kolonialen Probleme, wirtschaftliche wie soziale, als Ausstrahlungen einer der großen Grundfragen der Menschheit: des Rassenproblems.







Staats- und Universitätsbibliothek
Bremen

46\$0003333426



Band XIX

Hefenbacher Die Kolonie

Die Gesellschaft